Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 12. März 1932 Nummer 6

Inhalt

Auferstanden von den Toten . . . . . Martin Rade
Der Kampf Gottes . . . . . Georg Winter
Gesinnungstreue . . . . . Hans Tribukait
Eine erwachende Kirche . . . . . Carl Arnold
Die letzte Theokratie . . . . . Hans Schimmelpfeng
Goethes religiöses Vermächtnis . . . . . Karl Aner
Schuld und Strafe . . . . . Erich Foerster
Hermann Popert . . . . . Bruno Goldschmit
Der Teufel als Ausrede . . . . . Rudolf Schwarz
Deutsch und deutlich! . . . . . Martin Rade
Von der Weltabrüstungskonferenz . . . . . Adolf Keller

Bücher und Schriften – Vom Tage – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

NEUE PREISE
WERTVOLLER GESCHENKLITERATUR

Die moderne Jesusdichtung

Eine Anthologie. Herausgegeben von Karl Röttger. Mit 6 Kunstbeilagen. Ganzln.

Früher M. 6.–, jetzt M. **5.–**

Mit erlesenem Geschmack zusammengestellt und aus eigenem religiösem Empfinden erwachsen. Tägliche Rundschau

Die moderne Mariendichtung

Eine Anthologie. Herausgegeben von Erich Bockemühl. Mit 6 Kunstbeilagen. Ganzln.

Früher M. 5.–, jetzt M. **4.–**

Eine außerordentlich fruchtbare Sammlung dieses feinsinnigen Verlages, ein Gegengewicht gegen die Entseelung unserer Tage. Stadtanzeiger f. Köln

Das Buch der Stunde

Ein Ruf für jeden Tag des Jahres. Aus allen Religionen und aus der Dichtung ges. von P. Eberhardt †. Vierte veränderte Aufl. Ganzl.

Früher M. 6.–, jetzt M. **5.40**

Ein modernes Andachtsbuch. Neben Augustin, Luther, Schleiermacher finden wir Goethe, Hölderlin und viele andere vertreten. Der Tag

Der Gral

Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit
Herausgegeben von Emy Pischel

Früher M. 5.–, jetzt M. **4.–**

Eine Sammlung von Worten der Weisheit, Erfahrung und des Glaubens, weit über allen gleichartigen Versuchen stehend. Neckar-Zeitung

Das proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart. Herausgegeben von Hans Mühle. Mit 8 Bildern

Früher M. 3.80; 5.–
jetzt kart. M. **3.40**; Ganzln. M. **4.50**

Ein starkes und gutes Buch. Wer Ohren zu hören hat, kann nicht daran vorübergehen, ohne aufs stärkste bewegt zu werden. Vossische Zeitung

Unter Gottes Führung

Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen. Herausgegeben von Just. Ferd. Laun

Früher M. 3.–; 4.50
jetzt kart. M. **2.60**; Ganzln. M. **4.–**

Jungen zweifelnden Seelen, ringenden, überhaupt ‚modernen' Menschen kann man mit diesem Buch wohl den besten Dienst tun. Führerhilfe

Walther Classen

Eintritt des Christentums in die Welt

Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrunde der untergehenden antiken Kultur

Mit einer Kartenskizze

In Ganzleinen gebunden früher M. 12.–, jetzt M. **10.–**

Ein wuchtiges Buch von der Bedeutung der ‚Grundlagen' Houston Stewart Chamberlains und des ‚Abendland-Unterganges' von Oswald Spengler. Aber tiefer ins Wesen des Christentums eindringend, wie es vom Deutschen her ‚für Alle' gesehen werden muß. Zugleich eine lebendige Kirchengeschichte, davon es keine zweite gibt. Der Volkserzieher

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 6 — Gotha, 12. März 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Auferstanden von den Toten [Sp. 241] — Der Kampf Gottes [Sp. 242] — Gesinnungstreue [Sp. 246] — Eine erwachende Kirche [Sp. 248] — Die letzte Theokratie [Sp. 254] — Goethes religiöses Vermächtnis (Schluß) [Sp. 259] — Schuld und Strafe [Sp. 269] — Hermann Popert [Sp. 274] — Der Teufel als Ausrede [Sp. 275] — Deutsch und deutlich! [Sp. 277] — Bücher und Schriften: Die Eschatologie des Reiches Gottes bei Jesus (Wendland); Geschichte des Volkes Israels (Jirku); Die Theologie Calvins (Weber); Gustav Adolf (Schieder); Die Hutterischen Gemeinschaften (Bertha W. Clark); Fünffältige Religion (Bornhausen); Erziehung und Evangelium (Schulze); Soll ich Theologe werden; Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1931 (Georgi); Goethe; Französische Menschen (Wendel); Opfergang (Unruh); Das Buch der guten Werke 1914—1918 (Diebold); Die von der Scholle (Retzlaff); Menschen am Werk (Retzlaff); Massen und Führer (de Man); Deutsche Jugend [Sp. 279] — Von der Weltabrüstungskonferenz [Sp. 283] — Vom Tage [Sp. 285] — Chronik [Sp. 286] — Verschiedenes: Ev.-soz. Kongreß; Weltbund für Freundschaftsarbeit; Salzburger Hochschulkurse [Sp. 288] — Versammlungskalender [Sp. 288] — Anzeigen

Auferstanden von den Toten

Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Toten aufstünde. Luk. 16, 31

Bald klingen die Osterlieder wieder, und die Ostersonne strahlt über das Land. Das Jahr bringt es so mit sich, in steter Wiederkehr. Niemand wundert sich darüber. Oder doch? Ist's nicht immer wieder ein Wunder?

Und wenn nun die Botschaft wuchtig und stark dazwischenklingt: „auferstanden von den Toten!"? Tausendmal gehört — und geglaubt. Tröstend, aufrichtend, belebend — „der Tod ist tot, das Leben lebet!" Tausendmal geglaubt und tausendmal nicht geglaubt. Von demselben Menschen, derselben Seele geglaubt und nicht geglaubt. Glaubst du das? Glaube ich das? Glaubt der Pfarrer, was er sagt?

Sonderbar. Unserm heutigen Geschlecht macht das Wunder nicht mehr so viel Schwierigkeiten. Es ist ein wundergläubiges, leidenschaftlich wundersüchtiges Geschlecht. Nicht alle. Die nüchternen Menschen mit ihrer Verständigkeit und Aufgeklärtheit sind auch noch da. Die ratio hat noch ihr Reich, ihre Gemeinde. Aber das Irrationale ist neuerdings eine Macht. Womit noch lange nicht gesagt ist, daß damit der christliche Osterglaube dasei. Immerhin Wandlungen der Menschenseele.

Als die Botschaft von dem auferstandenen Christus aufkam, erst leise, dann lauter, dann ausgehend in die ganze Welt, griffen Viele leidenschaftlich nach ihr, weil sie nichts so heiß begehrten wie frei zu werden von der Angst des Todes. Und zum Teil ist das immer so geblieben. Aber ganz einfach war und ist das nicht.

Dabei gewesen ist Niemand. Oder doch? Die Wächter am Grabe? — Ja hat Jemand je gehört, daß sie an den Auferstandenen glaubend geworden, daß sie Christi Jünger geworden sind?

Aber die nicht dabeigewesen waren, und zuvor schon Christi Jünger, in denen wurde dieser Osterglaube lebendig: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!" Dieser Glaube wuchs in ihnen empor auf Grund ganz bestimmter Daseinsbedingungen, dank einer ganz bestimmten Seelenverfassung. Sie hatten Mose und die Propheten, sie hatten den Täufer und hatten ihren Meister und Herrn: dieselbigen hörten sie! Von denen, in denen lebten sie. Mit aller Sterblichkeit und Schwachheit. Und wer da hat, dem wird gegeben. Da kam Glaube zu Glaube. Da kam zur Verheißung die Erfüllung. Da kam zur Seele der Leib. Da kam zum Tod auch die Auferstehung vom Tode.

Es steht alles in einem großen Zusammenhang. Der junge Mensch sieht tausend Gegensätze und findet sich nicht darein; verwirrt wendet er sich ab, oder tapfer wirft er sich in den Streit. Dem alten Menschen fügt sich das alles zu einer großen Einheit zusammen: Mose und die Propheten, und einer, der vom Tode auferstanden ist. „Wie es denn unmöglich war, daß er sollte von ihm gehalten werden." Apostelgeschichte 2, 24.

Diese Unmöglichkeit, daß der Tod auch über ihn sollte letzte Gewalt haben, ist der fruchtbar-heilige Boden, aus dem der Glaube an die Auferweckung Jesu immer neu ersteht. Mose und die Propheten haben diesen Boden bereitet, Jesus selber hat ihn zur Ernte fertig gemacht. „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören." Und zuletzt hat Er diesen Boden vom Kreuze herab mit seinem Blute gedüngt. Damit war des Vaters Wille erfüllt, und damit der Wunderblume die Stätte bereitet: dem rechten, starken Auferstehungsglauben. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus den Christ." R

Der Kampf Gottes

In schwarzer Nacht saß tiefgebeugt ein Mann,
Dem durch das Herz ein Strom des Grames rann.
Krank und vereinsamt, Weib und Kinder tot,
Bedacht' er lang des Daseins Glück und Not.
Und wie nun in ihm branden die Gedanken
Und zwischen Beten und Verzweifeln schwanken,
Ist's ihm, als hör' er Schleichertritte gehen,
Und fühle eines fremden Atems Wehen.
„Wer bist du?" flüstert er, „der um mich irrt,
Dem meiner Seele Qual zum Schauspiel wird?
Bist du's, zu dem in Nächten ohne Ende
Umsonst ich flehend streckte meine Hände? ...
Spielst du mit uns, du großer, ew'ger Geist,
Den diese Welt als ihren Schöpfer preist?
Ward dir zu lang die lange Ewigkeit,
Zu leer und öde die Unendlichkeit?
Ließt darum du ein Anderes erstehn
Und ließest es mit eignen Augen sehn
Und allenthalben eigne Kraft entfalten,
Daß es dich überrasche mit Gestalten
Und Wandlungen, die du noch nie gesehen?

O welch ein wundervoller Wechsel von Geschehen,
O welch ein Schauspiel, das dich da entzückte,
In endlos bunten Bildern dich berückte:
Der Nacht enttauchend Millionen Sonnen,
Im Tanz hinwirbelnd unter Glutenwonnen;
Und dann des Urgebirgs zerriss'ne Spitzen,
Umloht von ungeheuren Urweltblitzen,
Aus Wasser- und aus Feuerflut sich reckend
Und siegreich übers Wolkenmeer sich streckend;
Und dann sich breitend endelose Meere,
Der Sonne Spiegel und der Sternenheere,
Die plötzlich, hoch aufschäumend in Gewittern,
Mit wucht'gem Schwall den Felsenstrand erschüttern.

Doch endlich müde von der Dinge Spiel
Ersah dein Wille sich ein höh'res Ziel.
Die Bühne war nun da, du aber dachtest
An Spieler, die nach deinem Bild du machtest,
An Götterpuppen, die von deinem Geist
Mit einem winz'gen Fünkchen du gespeist,
Die kindlich drollige Gedanken dächten
Und puppenhafte Schöpfungen vollbrächten,
Die jetzt in heißer Liebesgier sich suchten
Und jetzt in blut'gem Hasse sich verfluchten.
Die tanzten, sängen, sprängen, lachten, weinten,
Sich dir gesellten, ja mit dir vereinten,
Und dich mit wunderlichen Namen hießen,
Und dich, den ewig Ernsten, lächeln ließen ...
So ward der Mensch.
Du schufst ihn klug und fein.
Doch einen Stachel pflanztest du ihm ein.
Du wolltest nicht beglückte Menschen haben,
Harmlos genießend ihres Ackers Gaben;
Langweilig hättest du sie bald gefunden.
Die stets vergnügten, satten und gesunden.
Du wolltest Menschen mit zerfurchten Stirnen,
Mit nachts in Sorgen fiebernden Gehirnen,
Die scheele Blicke aufeinander werfen,
Die rastlos ihrer Sehnsucht Pfeile schärfen,
Doch auf der Beute, die sie sich erjagen,
Sich niemals niederlassen mit Behagen,
Die, wimmernd einst ans Tageslicht gebracht,
Mit Angst und Stöhnen wieder sinken in die Nacht.

So wolltest du uns, solche sind wir nun.
Wie lockt's dich nun, zu schauen, was wir tun;
Die kleinen Ebenbilder zu gewahren,
Halb göttlich und halb tierisch im Gebaren.
Nicht zu gering ist dir der ärmste Mann,
Du schleichest lauschend dich an ihn heran.
Du siehst ihn grübelnd nachts am Strande stehn
Und seinen Blick auf Meer und Sterne gehn.
Wie er sich müht ins enge Hirn zu fassen
Unendlichkeit, da lächelst du gelassen.
Und wie er dann mit stolz erstickten Klagen
Ins Meer hineinwirft alte Narrenfragen:
Woher? Wohin? Warum? und nur das Rauschen
Der Flut antwortet seinem bangen Lauschen,
Da siehst mit Staunen du die Tränen hangen
Und langsam rollen über seine Wangen.

Und wieder schaust du aus nach großen Städten
Mit ihren gleißend bunten Lichterketten
Des Abends, wenn die Menschenmassen wogen
Auf breiten Straßen, über Brückenbogen;
Wenn Lichtpaläste auftun allerorten
Dem lustbegier'gem Volke weite Pforten,
Daß es noch rasch nach schweren Tagesmüh'n
In Trunk und Tanz und Schaulust möge glühn.
Verwundert schaust du an die Narrenspossen,
Daß deinem Geiste solche Art entsprossen,
Daß dieses Völkchen, lustbeschwingt und leicht,
So wenig deinem Denkerernste gleicht.

Und wieder, wenn die Erde plötzlich zittert,
Von ungeheurer Heere Tritt erschüttert,
Die Riesenwürmern gleich sich vorwärts schieben
Und Eisenhagel aufeinander stieben;
Wenn da die Menschlein Göttern gleich erscheinen
Und Blitze schleudern greller als die deinen,
Wenn eh'rne Schlünde Donner lassen rollen,
Die übertönen deiner Wetter Grollen;
Und dann — wenn plötzlich flammende Gewalten
Von innen her den Leib der Erde spalten,
Und grausige Fontänen draus entsteigen,
Gemischt aus Schlamm und aus zerfetzten Leichen:
Ein Schauspiel wahrlich, das vertreiben kann
Ganz wundervoll der Langenweile Bann
Dem hohen Herrn, der droben sicher thront,
Und ihm des Schaffens Mühe reichlich lohnt!

Spielst du mit uns, du hoher Schöpfergeist,
Um dessen Thron der Tanz der Sonnen kreist?
Schufst du uns nur, um dich zu unterhalten?
Um dir ein fesselnd Schaustück zu gestalten?
Und alle unsre Mühsal ohne Ende,
Der karge Lohn des Schaffens unsrer Hände
Und Durst und Hunger, Kummer, Sorgen, Trauer
Und vor dem Tod der täglich neue Schauer,
Die Nächte, die in Schmerzen wir durchwacht,
Und Schuld und Sünde, die uns unstet macht,
All das wär dir nur eines Spiels Entfaltung,
Für eine kurze Stunde Unterhaltung,
Bis du den Erdball flammen läßt im Nu
Und andrem Spiel dich wieder wendest zu?"

— — — — — — — — — —

In schwarzer Nacht saß tiefgebeugt ein Mann,
Dem wilder Schauer durch die Seele rann,
Als solche fürchterlichen Phantasien
Gespenstergleich herfielen über ihn.
War das die Wahrheit, ihm ihr Angesicht
Schrecklich entschleiernd in der Hölle Licht?
Die Welt mit ihrem Wahnsinn, ihrem Schmerz,
Ward sie begreiflich nicht, wenn Einer ohne Herz,
Ein kalter, ungeheuerer Verstand
Zu seinem Riesenspielzeug sie erfand.
Und nun, was er mit hoher Kunst erbaut,
Wie es sich so ergötzlich regt, beschaut?
Kein Gott — und wenn kein Gott, vielleicht ein Teufel?

Er rief's und starrte lang auf solchen Zweifel ...
Da war's, als ob ein Schimmer sich erhebe,
Aus weiter Ferne nah und näher schwebe.

Und aus dem Schimmer wuchs ein Haupt empor,
Vor dem verblich der Sterne goldner Chor.
Um seine Stirn sah er in hehrem Glanz
Aus Licht gewoben einen Dornenkranz.
Und wie er nun in dieses Antlitz schaute,
Stürzt' über ihn Erinn'rung altvertraute;
Auf sprang des Herzens toter, dumpfer Schrein
Und Lieb und Leben strömten strahlend ein.
Voll heil'ger Scheu sprach er im Flüsterton:
„Du edles Angesicht, wie konnt' ich dein vergessen,
Im Fieberwahn der Leiden mich vermessen,
Zu schmäh'n den hinter ew'gen Schleiern Waltenden,
Aus wüstem Chaos seine Welt Gestaltenden,
Den keiner Kreatur Verstand begreift,
Der über alles Denkens Grenzen schweift,
Der dich aus seinem Lichte hat geboren,
Zu seinem Abglanz in der Welt erkoren,
Daß siegend deine Hand die Fackel trüge
In diesem Schlund voll Angst und Haß und Lüge,
Und dieser nachtumfang'ne Stern der Erde
Vom Licht der Liebe überflutet werde.

Du kämpftest Gottes Kampf, dein war der Sieg.
Nun rufst die Brüder du zu heil'gem Krieg,
Willst uns dein Schwert und deinen Frieden bringen,
Nicht satte Ruhe, sondern heißes Ringen,
Nicht möglichst vielen ein behaglich Leben,
Nein, allen hoch und immer höher Streben;
Willst uns zu lichten Rittern Gottes schlagen,
Die gegen Nacht und Tod die Fahne tragen,
Um Ihn sich scharend, der aus dunklem Grund,
Aus der Urfinsternisse Höllenschlund
Im Riesenkampf die Welt hebt zur Gestaltung,
Zu seines Geistes strahlender Entfaltung.

Er warf auf dich des Kampfes schwerste Last,
Und trug mit dir, was du getragen hast.
In jedem Schmerz, der deine Brust erschüttert,
Hat auch sein liebend Vaterherz gezittert;
Aus seinen Wunden ist das Blut geflossen,
Das du am Kreuzesstamme hast vergossen.
Erschauernd ahn' ich, daß Er mit uns leidet,
Der Allgewalt'ge, der die Sterne weidet,
Daß aller Wesen Schmerz ihn mit versehrt,
Wenn er in heil'gem Kampf die Welt verklärt,
Daß wir mit unsern Schmerzen, unsern Qualen,
Zu Gottes Kampf nur unsern Anteil zahlen,
Und, wenn in seiner Kraft wir überwinden,
Wir Anteil auch an seinem Siege finden.

Und Ihn, der Aller Leiden in sich eint,
In dem der ganzen Schöpfung Jammer weint,
Aus dessen Brust der Quell des Lichts entspringt,
Von finstrer Höllengeister Wut umringt,
Den ew'gen Kämpfer auf dem Weltenthron
Hab ich geschmäht in kindisch-trotz'gem Hohn!

Vergib, du heilig-mildes Angesicht!
Ich kannte dich und kannte dich doch nicht.
Hab ich mich aufgebäumt in wirrem Schmerz,
Nun gabst du Klarheit in mein düstres Herz.
Ich rief dich nicht. Du kamst von selbst zu mir,
Weil niemand retten konnte außer dir,
Weil schon die Finsternisse mich umwanden
Und gift'ge Nebel aus der Tiefe sandten.
Nun rufst du mir: Wirf ab das Trauerkleid
Und gürte dich zum Weg der Herrlichkeit,
Den ich im Glauben dir vorangegangen,
Zum Weg der Kämpfer, die den Sieg erlangen!

Wohlan, o Herr, auf dein Wort will ich gehen
Und unverwandt auf deine Spuren sehen.
Du wardst ein Mensch wie ich und dir verschwand
Erinn'rung an das hohe Heimatland.
Du sahst nicht mehr den ewig Unsichtbaren,
Den keines Fleisches Auge kann gewahren,
Der allerleuchtend selbst im Dunkel wohnt
Und lichtumkleidet unerkennbar thront.
Du sahst ihn nicht. Du sahst nur diese Erde
Und ihre tausendfältige Beschwerde,
Sahst Armut, Krankheit, Aussatz, Blindheit, Tod,
Sahst Mord und Krieg und bittre Seelennot,
Ihn aber nicht. Doch seiner Stimme Ton
Drang noch zu dir von seinem fernen Thron.
Und ob der Schrei der Massen dich umdröhnte,
Und ob der Spott der Brüder dich verhöhnte,
Ob um dich loderten des Hasses Triebe
Aus Herzen, die du warbst in heißer Liebe:
Du glaubtest ihm und hörtest auf sein Wort
Und zogst gehorsam deine Straße fort.
Und als der Pfad zur Tiefe sich verengte
Und immer schwärzer dich der Fels umdrängte,
Da kamst du endlich in das finstre Tal
Der letzten Einsamkeit und tiefsten Qual.
Da drang kein Stern mehr durch die Dunkelheiten,
Kein Menschenschritt klang tröstlich dir zur Seiten.
Zuletzt verstummte seine Stimme auch.
Du warst allein!
Und in dem Eiseshauch
Des Nichts erbebend, in der höchsten Not,
Griffst du ins Dunkel nach dem harten Gott.
Da riß er dich zu sich, und deine Seele
Schrie laut empor: Mein Vater, ich befehle
In deine Hände mich! — da war der Sieg gewonnen.
Vor Freude bebten Millionen Sonnen,
Und wie ein Blitz aufflammt, zerriß die Nacht
Und um dich strömte ew'ger Klarheit Pracht.

Du bist im Licht. Ich wand're noch im Dunkeln,
Doch seh ich deines Sieges Stern nun funkeln.
Noch droht der Tod, noch gähnen Höllenrachen,
Noch will das Dämmern nicht zum Tag erwachen,
Doch suchst du Kämpfer, die dem Licht sich weihen:
Willst du auch mich in ihre Scharen reihen?"

Verschwunden war das hehre Angesicht;
Am Horizonte glänzte Morgenlicht.

Dresden Georg Winter

Gesinnungstreue

Treue ist Stetigkeit der Gesinnung, ein Festhalten an dem, was man einmal empfunden und gelobt hat. Insofern gehört Treue zum Charakter. Charakterlos ist, wer in wesentlichen und tiefgreifenden Lebensbeziehungen sich leichthin wandelt und unsicher umhertappt. Zugleich aber setzt Treue eine unbedingte Ehrlichkeit der Gesinnung voraus. Wer sich anders gibt, als er gesonnen ist, etwa um charaktervoll zu erscheinen, ist auch gesinnungs-untreu.

Hier entsteht ein Problem, das in der Theorie unlöslich und in der Praxis nur mit peinvollen innern Konflikten zu lösen ist. Denn der Mensch entwickelt sich, von innen her und unter äußern Einflüssen. Wie kann er da Treue als Stetigkeit der Gesinnung und zugleich als persönliche Ehrlichkeit und Sauberkeit betätigen? Es geht doch ohne Umfärbungen und innere Verschiebungen in unser aller Leben nicht ab, weder in den persönlichen Beziehungen von Freundschaft und Liebe noch in dem sachlichen Verhältnis zu unsern Idealen und Grundsätzen. Wenn die Leidenschaft flieht, wenn die Schwärmerei der Freundschaft oder persönlichen Verehrung verblaßt und das Bild des Freundes sich uns so ganz anders darstellt, vielleicht seine Wesensart sich auch in Wirklichkeit anders gestaltet hat, als sie es damals war, wo wir ihm Treue gelobt, sollen wir uns zu etwas zwingen, was uns wider das Herz ist und unserm jetzigen Urteil widerspricht? Und ebenso, wenn unser Denken, unser Geschmack, unsere Ueberzeugung in bezug auf wissenschaftliche, religiöse, künstlerische, politische Fragen sich gewandelt hat, wir unsere früheren Methoden als fehlerhaft, unsere früheren Ideale als unrealisierbar, ja als verhängnisvoll erkannt zu haben glauben, dürfen wir an ihnen festhalten aus Gesinnungstreue? Müssen wir nicht gerade die Treue gegen uns selbst in einem entschlossenen Lossagen von dem beweisen, dem wir innerlich entwachsen sind?

Zweifellos: „treu und wahr" gehört zusammen. Es ist zwar etwas Schönes um Verläßlichkeit und Festigkeit des Charakters, darum, daß ein Mensch durch die Enttäuschungen und Wechselfälle des Lebens nicht umgebrochen, durch die Einflüsse der Umgebung und Lektüre nicht ständig umgeformt wird. Aber Wahrhaftigkeit bleibt oberstes ethisches Gebot gerade für den treuen Menschen. Niemand darf eigensinnig festhalten an Vergangenem und aus Rücksicht auf Ansichten, die er einst vertreten, unecht werden; auch der Treue muß in jedem Augenblick sich so geben, wie er gerade gesonnen ist. — Es ist auch nicht etwa das Tempo der Entwicklung, ihre Langsamkeit und Gleichmäßigkeit ein Gradmesser für die Treue eines Menschen. Es gibt plötzliche und radikale Umstellungen zumal in der Jugend, bei Bekehrungen (denken wir an Paulus oder Augustin!); es wäre doch ein Fehlurteil, solchen Menschen darum Gesinnungslosigkeit und Untreue vorzuwerfen. Das aber ist richtig: die Lebensgeschichte eines treuen Menschen verläuft trotz aller Brüche und mancher Zickzackbewegung in einer zusammenhängenden überschaubaren Linie der Entwicklung. Man wird ihn und er wird sich selber in dem, was er geworden und was er losgeworden ist, immer verstehen. Die Veränderung seiner Haltung wie seiner innern Einstellung läßt sich aus Keimen und Motiven, die immer schon in ihm steckten, erklären.

Wie aber steht's damit in der Wirklichkeit? Wir beobachten ja heute, zumal im politischen Leben, eine geradezu er-

staunliche Wandlungsfähigkeit der Menschen. Soweit es sich dabei um ein den Mantel nach dem Winde hängen, d. h. um Motive des Ehrgeizes, Machtstrebens und berechnender Klugheit handelt, sind solche Menschen vorweg als untreu gekennzeichnet; es fehlt ihnen die Treue der Gesinnung. Auch die Massen, die urteilslos von Wahl zu Wahl fluktuieren und in der Hand routinierter demagogischer Führer von einer Partei zur andern sich verschieben lassen, scheiden für jede ethische Beurteilung, bei der das Wort Treue in Betracht käme, aus. Aber wie sollen wir denken über die Urteilsfähigen, die geistigen Führer — zum Teil ergraute Männer —, ob sie nun im öffentlichen politischen Leben oder nur für sich den Wechsel ihres Denkens und ihrer Haltung vollziehen? Unter den Einflüssen neuer Verhältnisse und Gedankengänge wandeln sie sich innerlich, und zwar so völlig, daß wir sie mit einem Male im entgegengesetzten Lager sehen. Ein Ausgleich zwischen dem Einst und Heute, ein Verständnis ihres Wandels unter dem Begriff der Entwicklung ist kaum möglich. Und doch können wir ihnen Wahrhaftigkeit nicht absprechen, sie folgten einem innern Zwang. Das sind die problematischen Naturen, bei denen ein Urteil schwer ist, ob man ihnen Treue zubilligen soll.

Als sittlicher Maßstab kann hier nur Folgendes gelten. Einmal: Fanatismus ist immer unsittlich. Wir wollen die psychischen Vorgänge und Einflüsse, die politische und religiöse Renegaten so oft zu Fanatikern machen, gewiß zu verstehen suchen. Daß sie sich aber brüsten mit dem, was sie einst geschmäht, und verhöhnen, was sie einst gepriesen, daß urteilsfähige, wissenschaftlich geschulte Menschen sich nicht die Zeit und die Mühe nehmen, den Gegner und die gegnerische Position, die Sachlage und die Tatsachen im einzelnen Fall zu prüfen, sondern blindlings anprangern und beschmutzen, was ihnen nicht in den Kram paßt, das ist doch unter allen Umständen ein sittlicher Mangel, eine Wandlungsfähigkeit, die als Untreue bezeichnet werden muß. Man kann wohl Manches von dem, was man an Ansichten bei Andern gewahr wird oder was man selber einst an Denkformen und Zeitmoden mitgemacht und dann abgestreift hat, humorvoll belächeln; was aber Andern Ueberzeugungssache ist oder was uns selber als richtunggebendes Lebensziel heilig war, muß uns heilig bleiben unser Leben hindurch. Ein restloses, unwandelbares Gutmeinen eignet dem treuen Menschen.

Damit hängt ein Anderes zusammen: es muß sich bei einem Gesinnungswechsel wirklich um einen innern Kampf handeln, die Entscheidung muß hervorgehen aus einem tief empfundenen Konflikt der Pflichten. Wer es leicht damit nimmt, neuen Fahnen zu folgen, und die alten in den Staub zu treten, wer wohl gar Freude daran verrät, alte Freunde zu kränken, wer unnötig den Riß erweitert, der ihn von Vergangenem trennt, der verrät damit nicht nur Unfeinheit, sondern auch Untreue des Charakters. Die Anhänglichkeit, die auch zum Wesen der Treue gehört, wirkt sich, wo man um der Wahrhaftigkeit willen sich loslösen muß von früheren Beziehungen, in der Form aus, in der man es tut. Es bleibt, wo man wirklich Freunde hatte oder an einer Idee hing, auch in der jetzigen Gegnerschaft ein Ton der Liebe, es bleibt die persönliche Achtung und das persönliche Wohlwollen. Man will, indem man mit dem einstigen Freund die Waffen kreuzt, doch immer noch und gerade jetzt sein Bestes, will ihn verstehen, will ihm helfen, indem man über die zur eignen Erkenntnis gelangten Mängel der einstigen Denkweise ihm in der zartesten, werbendsten Form die Augen zu öffnen sucht. So löst sich in der Praxis der Konflikt einer — scheinbaren — Untreue um der Treue willen: immer treu gegen sich selbst und darum nur vertieft treu in den Beziehungen von Freundschaft und Anhänglichkeit.

Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, besteht bei einem Wechsel des Standpunkts und der Partei oder einer Lösung persönlicher Beziehungen der Vorwurf mangelnder Gesinnungstreue nicht zu Recht. Jedenfalls kann, wenn etwas als das im Augenblick Gebotene und damit sittlich Richtige erkannt und erwählt ist, von Schuld im sittlichen Sinne nicht die Rede sein. Das Schmerzliche der Entscheidung, die Zurückstellung irgendwelcher Rücksichten der Pietät wird sich vielleicht ganz in der Art eines Schuldgefühls in uns bemerkbar machen. Es wäre aber Selbsttäuschung, sentimentale Schwäche und eine unausbleibliche Hemmung im Handeln, wenn man sich dies Gefühl wirklich als Schuld auf dem Herzen lasten ließe. Wie hätte dann Jesus dem Jüngling zurufen können: „Laß die Toten ihre Toten begraben" und sich selber loslösen von der Mutter! Wie hätte er den Pharisäern, den Hütern der Frömmigkeit, in der er aufgewachsen war, ohne Skrupel entgegentreten können, so wie er es getan! Daß er es tat, und so entschlossen tat, war gerade seine Treue.

Konflikte zwischen Anhänglichkeit und Wahrhaftigkeit, Beständigkeit und Entwicklung werden im Leben eines treuen Menschen immer wieder eintreten. Sie können nur gelöst werden, indem man sich nach der Seite der Wahrhaftigkeit entscheidet. Aber solcher Entscheidungen und Umstellungen darf Niemand sich rühmen. Eher liegt da doch für einen über die Kindheit und Jünglingsstufe hinausgewachsenen Menschen Grund zu einer gewissen Beschämung vor — Grund, stille zu werden und sich von der Bühne des öffentlichen Lebens zurückzuziehen. Denn es handelt sich dabei doch um das Eingeständnis einer Unklarheit, eines intellektuellen Mangels der eigenen Vergangenheit. Jesus hatte ein derartiges Schamgefühl nicht nötig. Er hat sicher früh in steigendem Maße die Fehler des bisherigen Religionssystems und das Recht der neuen Gedanken erkannt, die er zu verkündigen sich von Gott berufen wußte. Dem Apostel Paulus aber merken wir deutlich genug ein Ressentiment, ein Gefühl der Bedrücktheit an im Gedanken an das Vergangene, das er vergessen will, und das ihm doch das Bekenntnis aufzwingt, der „größte unter den Sündern" zu sein. Dabei war er bei seiner Bekehrung ein Jüngling, ein Suchender und Lernender, und hat zudem sein Bekehrungserlebnis nie als ein eigenes oder durch Menschen vermitteltes Finden, sondern durchaus als ein von dem Herrn Gefunden-, Erwählt- und Begnadetsein angesehen. Und doch hat er nach diesem Erlebnis Jahre hindurch in stiller Zurückgezogenheit und demütiger Unterordnung unter die Säulenapostel gelebt, bis er den Mut und den Stolz gefunden, sich ihnen an die Seite zu stellen: „bin ich nicht ein Apostel? Bin ich nicht frei?" Es liegt in diesen Worten ein Sichaufraffen, ein in ernster Buße erwirktes Abstreifen der Vergangenheit, ein Freiwerden von dem Minderwertigkeitsgefühl, mit dem zwar nicht der Gesinnungswechsel an sich, aber doch der ihm voranliegende Irrweg seine Seele belastet hatte. Der treue Mensch wird immer so empfinden: einem Gesinnungswechsel, der unter innerm Zwang sich vollzogen, auch nach außen hin Folge zu geben, ist Pflicht der Wahrhaftigkeit; daß man aber solcher Unbeständigkeit verhaftet und Rechnung zu tragen verpflichtet ist, gehört zu den Armseligkeiten des Geisteslebens, aus denen menschliche Treue uns nicht herausführt.

Dortmund Hans Tribukait

Eine erwachende Kirche

1

In den östlichen und südöstlichen Ländern Europas herrscht die „orthodoxe", die rechtgläubige Kirche. Rechtgläubig nennt sie sich, weil sie in Glauben und Lehre, Gottesdienst und Verfassung diejenige Form festhält, die sich vor der endgültigen Spaltung der christlichen Kirche (um 1000 n. Chr.) gebildet hatte. Was nach diesem Zeitpunkt in Westeuropa Neues aufgekommen ist, einerlei ob zum katholischen oder protestantischen Wesen gehörig, sieht die orthodoxe Kirche als unzulässig, als häretisch an.

Im ganzen Osten ist die orthodoxe Kirche von Anfang an mit Volk und Nation eng verwachsen. Beispielsweise ist der Rumäne, der Serbe, der Bulgare, der Grieche als solcher orthodox. Im alten Königreich Rumänien (rumänisch: Regat) deckten sich Volk und Kirche vollkommen: beide waren orthodox. Die im Lande lebenden Nichtorthodoxen waren nicht Rumänen, sondern landes- und staatsfremde römische Katho-

liken, Protestanten, vor allem Juden. Der eingebürgerte Landesfremde wurde — etwa durch die Ehe mit einer Rumänin — ohne viel Umstände Rumäne auch der Gesinnung nach und überließ ohne besondere Herzens- und Gewissenskämpfe seine Familie der orthodoxen Kirche. Es blieb dabei: Rumänien war rechtlich und tatsächlich ein orthodoxer Staat, wie dies auch die Verfassung in ihrer Weise aussprach, und wie es bei der durchaus anzuerkennenden Duldsamkeit der rumänischen orthodoxen Kirche nicht als Zwang oder Pein empfunden wurde.

Dies alte Königreich ist im Jahre 1918 zu dem sehr ansehnlichen, europäischen Mittelstaat Großrumänien („Romania mare") erweitert worden, das an Umfang und Einwohnerzahl den früheren Regat um das Dreifache übertrifft. Jetzt zählt Großrumänien etwa 16 Millionen Einwohner auf einem Gebiet von der halben Größe des Deutschen Reiches. Davon sind etwa drei Millionen Nichtrumänen und etwa vier Millionen Nichtorthodoxe. Dadurch sieht sich die orthodoxe Kirche vor Schwierigkeiten und Aufgaben gestellt, an die sie in den Zeiten des Regats niemals gedacht hatte, auch infolge der Enge ihres Gesichtskreises und ihrer kümmerlichen Lage niemals denken konnte.

2

Wie war die Lage der Kirche im Regat? Sie war „Staatskirche". Wobei man allen Nachdruck auf das Wort „Staat" legen muß. Der Staat hatte alles, die Kirche hatte nichts zu sagen. Wohl nannte sich die Kirche „autokephal" und drückte damit aus, daß sie ihr eigenes Oberhaupt hätte, den Primas. Doch war mit dieser „Autokephalie" nur eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber dem Patriarchen in Konstantinopel gemeint, nicht etwa eine solche gegenüber dem rumänischen Staat. Dieser Staat hatte gründlich dafür gesorgt, daß die Kirche in seine Gewalt geriet und in seiner Gewalt blieb. Und es ist sehr merkwürdig zu sehen, auf welche Weise der Staat zu dieser Machtstellung gelangt ist.

Die Entwicklung, die zu diesem Ende führte, beginnt mit dem Revolutionsjahr 1848. Wie ganz Europa hatten auch die Donaufürstentümer Walachei und Moldau ihre Revolution. Die alte, unter der türkischen Oberherrschaft üppig gewordene Woiwoden- und Bojarenwirtschaft sollte beseitigt und ein modernes Regiment eingeführt werden. Die Stimmführer der neuen Zeit, die Träger der „modernen Ideen", waren junge Männer, die sich leidenschaftlich für die Befreiung des von den Türken und Fanarioten jahrhundertelang gedrückten, von den Großmächten stiefmütterlich behandelten Volkes einsetzten. Politische Bildung und politische Antriebe hatten sie sich in dem klassischen Lande des liberalen Fortschritts, in Frankreich geholt, und brannten nun vor Begierde, die Ideale der französischen Revolution in ihrer Heimat zu verwirklichen. In der Pariser Luft der revolutionären Ideen waren sie aber ohne Ueberlegung und Absicht auf ganz natürliche Weise zu Freidenkern, zu libres penseurs geworden, zu Positivisten, zu Verfechtern der „Wissenschaft" und zu Verächtern des „Glaubens", und brachten solche Ueberzeugungen — wenn man dies Wort gebrauchen darf — in das walachische und moldauische Land mit, das damals in der Kultur noch ganz orientalisch zugeschnitten war. Den Gegensatz zwischen diesem Land mit seinem urkonservativen Bauernvolk, mit seinen uralten Sitten, mit seiner uralten orthodoxen Kirche einerseits und den französischen liberalen Idealen kann man sich gar nicht groß genug vorstellen.

Für die orthodoxe Kirche war nun verhängnisvoll, daß jene Liberalen die Abneigung und den Haß der französischen Liberalen gegen die französische römisch-katholische Kirche ganz naiv und wie selbstverständlich auf die gänzlich unschuldige orthodoxe Kirche ihres Landes übertrugen; denn als die liberalen Befreier wirklich zur Regierung kamen — bei dem allgemeinen Tiefstand des öffentlichen Lebens in jener Zeit war das keine Kunst — machten sie es, wie es die Franzosen seit 1789 immer gemacht haben: sie „laisierten" die ganze Verwaltung des Landes und schalteten überall den Einfluß der Kirche aus. Es wurde alles reformiert: Verfassung, Verwaltung, Gerichtswesen, Schule, Militär, alles natürlich nach westeuropäischem, nach französischem Muster, ohne jede Rücksicht auf die Art des Landes und des Volkes, auf seine Anschauungen und Sitten, vor allem ohne jede Achtung vor der orthodoxen Kirche, die bei allem kulturellen Stillstand im Gemüt des Volkes eine Heimat hatte. Den Hauptstreich aber gegen die Kirche führte der Vorgänger Karls I., Alexander Kuza, im Jahre 1863, indem er das ganze Kirchenvermögen konfiszierte und die Ausgaben für die Kirche in den Staatshaushalt aufnahm. Man kann sich denken, wie väterlich der Staat für die Kirche sorgte! — So war mit einem Schlage die Kirche vollständig in die Gewalt eines Staates geraten, der kirchliches Leben ignorierte und dem nichts daran lag, ob es zu Grunde ging oder nicht.

3

Jetzt beginnt für die Kirche eine elende Zeit. Ein guter Kenner der kirchlichen Dinge, der Generalvikar Botoschoneanu, schildert die Lage folgendermaßen:

Die orthodoxe Kirche im alten Königreich von 1848 bis zum Weltkrieg ist kulturell versumpft und wirtschaftlich verkommen. Der rumänische Staat wird zum Räuber an den Kirchengütern und zum Zerstörer kirchlicher Denkmäler. Die Gebietenden im Lande geben den Ton an und die ganze Beamtenschaft leistet Folge. Kirchengüter gelangen in die Hände von Schiebern, und mit andern werden Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Arbeitshäuser, Asyle, Irrenanstalten gegründet. Wertvolle kirchliche Gebäude, alte Klöster, Stätten rumänischer Kultur läßt man verfallen.

Derweilen fristet der Klerus, Bischöfe und Geistliche, bei kärglichem Gehalt ein kümmerliches Dasein und sinken in der allgemeinen Achtung. Wahrhaftig, wenn der rumänische Staat es darauf hätte absehen wollen, seine orthodoxe Kirche zu Grunde zu richten, er hätte es nicht geschickter machen können.

Diesem Bilde können wir aus eigener Anschauung einige Züge beifügen. Da ist aus der Kindheit die Erscheinung des „Popen" lebhaft gegenwärtig. Mit einem Gemisch von ängstlicher Scheu und lustigem Spott begegnete man dem Mann mit dem struppigen Bart, dem krempelosen Zylinder auf dem Kopf und dem oft verschlissenen Kaftan, unter dem wohl die hellen bäuerlichen Hosen und die Sandalen hervorguckten. Ueber den Popen, den Juden und den Zigeuner wurden die meisten und boshaftesten Witze gemacht. Wir Kinder wußten ja nicht, die Meisten wußten es nicht, daß der ehrwürdige Stand des Dorfseelsorgers von den Gebietern des Landes in Armut und Unwissenheit darniedergehalten wurde. — Da sind die vielen verwahrlosten Kirchen, manche halb verfallen, inmitten der öden Höfe, um die sich kein Mensch kümmert. Da ist der Gottesdienst mit seiner ewigen Liturgie, die wir Kinder nicht verstanden und aus der wir nach einigem Kreuzschlagen und Bilderküssen so bald wie möglich wieder heimeilen durften. Da sind die pompösen und doch schauerlichen Leichenfeiern. Da sind die glänzenden Paraden des Militärs auf dem Platz vor der Hauptkirche am Nationalfeiertag, wo Uniform, Toiletten und Blechmusik alle Welt bezauberte. Alles in Allem, die Kirche herabgewürdigt zum Gespött und doch geduldet als Ornament der Gesellschaft. Alle Welt hatte damit sich abgefunden als mit einer fable convenue, aber alle Welt lebte — oder soll man sagen: lebt jetzt noch? — ihr Leben in Wahrheit ganz außerhalb des Schattens der Kirche. Unter Leben verstand (versteht?) die sogenannte Gesellschaft Gelderwerb, Vergnügen, Skandal und Politik.

Aus dieser Niederung beginnt — wenn ich recht sehe — etwa ums Jahr 1900 ein langsamer Aufstieg. Noch waren es erst einzelne Männer da und dort, die die tiefen Schäden der Kirche erkannten. Die Kirche als Ganzes verharrte noch in dumpfem Schlaf. Es bedurfte der gewaltigsten Erschütterung, damit sie aus ihrem Schlaf erwachte. Diese Erschütterung brachte der Weltkrieg. Der Weltkrieg und seine Folgen haben die Kirche gezwungen, sich aufzuraffen, zunächst einmal zur Besinnung über sich selbst, dann vor allem zu tatkräftigem Handeln.

4

Die Lage der rumänischen orthodoxen Kirche nach Abschluß des Weltkrieges war folgende:

Der Regat war ausschließlich orthodox, die neu gewonnenen Länder waren auch wenigstens vorwiegend orthodox. Was lag näher, als daß die orthodoxen Kirchen der verschiedenen Länder sich ein gemeinsames Haupt gaben? So ernannte man denn den siebenbürgischen Bischof Miron zum Patriarchen der großrumänischen Kirche mit dem Sitz in Bukarest. Der neue Patriarch hat dann auch die feierliche Handlung vorgenommen, durch die Großrumänien in Erscheinung getreten ist: am 8. Dezember 1918 hat er in der alten Bischofsstadt Alba Julia (Weißenburg) in Siebenbürgen den König Ferdinand I. zum König aller Rumänen gekrönt. Mit dieser symbolischen Handlung wurde der orthodoxen Kirche zugleich eine Ehrenpflicht und eine Ehrenaufgabe auferlegt: nämlich für die gleichzeitig nationale und religiöse Einigung und Festigung des neuen Staates einzutreten. Zunächst handelt es sich um die Einigung der Orthodoxen, dann aber um eine übergreifende Stellung, eine Ehrenautorität auch den andern Konfessionen gegenüber.

Doch schon die orthodoxe Kirche war stark verschieden. Die rumänischen Orthodoxen in Bessarabien (es gibt dort auch russische Orthodoxe) sind ein gleichförmiges Bauernvolk, geistig nicht in eine obere materialistische liberalistische und eine untere kirchliche Schicht gespalten, vielmehr durch und durch kirchlich und zwar — als Folge der russischen Methode (bis 1917) — rein und streng am Hergebrachten haltend, so z. B. an dem Julianischen Kalender. Diese gegen jede noch so verständige Neuerung mißtrauische Art ist nicht leicht zu behandeln.

In der Bukowina wirkt bei der Orthodoxie der österreichische Einfluß insofern nach, als die theologische Fakultät an der Universität Czernowitz, die schon immer auf beachtenswerter Höhe gestanden war, den Klerus in fruchtbarer Verbindung mit den besten abendländischen Bildungselementen erzog, ohne ihn dem Volke zu entfremden. So war denn die Kirche des kleinen Landes wohlgeordnet und stand geistig über den Kirchen in Bessarabien und im Regat.

In Siebenbürgen, Marmarosch und Banat liegen die Dinge aber wieder anders. Das hervorstechende Merkmal dieser Gebiete ist die starke Mischung der Nationen und Konfessionen, oft in ein und derselben Ortschaft. Da wohnen Rumänen, Ungarn, Ruthenen, Serben, Sachsen und Schwaben beieinander, und diese bunte Menge von Nationen verteilt sich auf eine ebenso bunte Menge von Konfessionen; es gibt eine orthodoxe Kirche, eine römisch-katholische, eine sogenannte griechisch-katholische (d. h. mit Rom unierte), eine lutherische, eine reformierte, eine unitarische, und dazu noch die große Zahl der Sekten.

Zahlenmäßig sind dort die Rumänen am stärksten, etwa 4 Millionen, und unter den Konfessionen ist es die orthodoxe, etwa 2½ Millionen. Die Ungarn mögen etwas über eine Million zählen. Sie verteilen sich auf die römisch-katholische und die reformierte Kirche. Die Schwaben im Banat, etwa 400 000, sind römisch-katholisch. Die Sachsen, etwa 250 000, sind lutherisch. Die Sekler, den Ungarn verwandt, etwa 100 000, sind reformiert. Ein kleiner Teil der Ungarn hält sich zu den Unitariern.

Von diesen Gruppen heben sich die Griechisch-Katholischen auf eine eigentümliche Weise ab.[1]) Griechisch-katholisch hießen in Oesterreich-Ungarn diejenigen Rumänen (auch Ruthenen in Polen und Galizien), die in Gottesdienst und kirchlichem Brauch die morgenländische Art haben, aber unter dem Papste stehen. Ihre Geistlichen sind wie die orthodoxen verehelicht. Ihre gottesdienstliche Sprache ist nicht die lateinische, sondern, wie bei den Orthodoxen, die rumänische. Ihre Zahl beträgt etwa 1½ Millionen. In dem Gegenspiel der Konfessionen spielen gerade diese unierten Rumänen eine besondere Rolle.

Die sich stetig vermehrenden Anhänger der Sekten — zur Zeit wird ihre Zahl auf etwa 150 000 geschätzt — erfordern ebenfalls eine besondere Behandlung.

[1]) Die bei uns früher übliche Bezeichnung der gesamten orthodoxen morgenländischen Kirche als griechisch-katholisch ist irrtümlich. Man sage: morgenländische, orientalische oder am besten: orthodoxe Kirche.

Wer dieses bunte Völker- und Konfessionsgewimmel in den neu erworbenen Gebieten überblickt und dabei feststellt, wie eng alles östliche Volkstum mit einer Konfession verbunden ist, der wird ermessen können, wie groß hier die Schwierigkeit grade für die orthodoxe Kirche werden muß, wenn sie dem Rufe des Schicksals folgen will, das von ihr verlangt, in diesem staatlichen Gebilde Großrumänien eine geistige Einheit herzustellen.

Gerade die orthodoxe Kirche im Stammlande scheint für diese große Aufgabe am ungeeignetsten zu sein. Sie ist zwar zahlenmäßig mit rund 6 Millionen Seelen die größte. Aber im Regat ist die orthodoxe Kirche auch am ärmsten, ist der sittliche Einfluß der Kirche am geringsten, ist die Kluft zwischen der liberalen Intelligenz und dem Volke am tiefsten. Man bedenke ferner, daß die konkurrierenden Kirchen, in erster Linie die römisch-katholische, dann die unierte, aber auch die reformierte und die lutherische Kirche geistig auf einer höheren Stufe stehen als sämtliche orthodoxen Kirchen, erst recht als die orthodoxe Kirche im Regat.

5

Diesen Erkenntnissen wird sich auch der wohlwollende Beurteiler der Orthodoxie nicht verschließen. Es erfordert die einfache Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß in der ganzen orthodoxen Kirche sich seit einem Jahrzehnt ein ganz neues, ein ganz andres Leben regt als ehedem. Die schlummernden Geister werden wach. Neue, frische Kräfte treten in Wirksamkeit. Eine Bewegung ist im Gang, die, wenn sie von den Einsichtigen im Lande unterstützt wird, das ganze orthodoxe Volk heben, mit bisher nicht gekanntem mutigen Selbstbewußtsein erfüllen und einer besseren Zukunft entgegenführen wird oder entgegenführen kann.

An der Spitze dieser Bewegung stehen orthodox gläubige, dabei hochbegabte und tatkräftige Männer. Die Pflicht gebietet, die bedeutendsten unter ihnen namhaft zu machen. In erster Reihe den früheren Direktor des Zentralseminars in Bukarest und jetzigen Professor der praktischen Theologie in Kischineff (Bessarabien), den Archimandriten Julius Scriban, den Herausgeber der trefflichen kirchlichen Monatsschrift: Biserica[2]) ortodoxa Romana, einen Mann, der mit ungewöhnlicher wissenschaftlicher und literarischer Bildung und weitestem geistigem Horizont eine heiße drängende Liebe zu seinem Kirchenvolk verbindet. Deutlich erkennt sein durch langjähriges Studium und durch viel Aufenthalt im Ausland geschärfter Blick die Schäden und Mängel der orthodoxen Kirche seiner Heimat. Aber er setzt diese Einsicht um in stete Wachsamkeit und unermüdliche seelsorgerliche Treue im Großen und im Kleinen. So arbeitet und kämpft er nun länger als zwanzig Jahre und bei aller Not, die Unverstand, Stumpfsinn, Bosheit bereiten, mag ihn stärken, wenn er sieht, wie sich nach und nach immer mehr tüchtige Männer in dieselbe Front stellen.

Ich nenne ferner den freimütigen und tapfern Erzbischof von Hermannstadt (Sibiu) Nikolae Balan; den Bischof von Rimnik Valcea Bartolomei, einen Organisator, wie er im Buch steht; den Bischof von Arad im Banat Grigorie Comsa, den energischen Bekämpfer des Sektentums; dazu seinen Konsistorialrat Ciuhandiu, den gründlichen Kenner der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts und wirksamen Publizisten. Den Generalvikar Botoschoneanu habe ich bereits erwähnt. Es wären noch manche treffliche Professoren der Theologie zu nennen. Aber mit bloßen Namen ist dem Leser am Ende nicht gedient.

Ein Mann darf freilich nicht übergangen werden. Es ist der an der Spitze der Kirche stehende Patriarch Miron, bis vor kurzem Mitglied der Regentschaft für den minderjährigen König Michael, eine gewinnende und doch imponierende Erscheinung, ein Mann, der wie geschaffen ist, die orthodoxe Kirche nicht bloß mit äußerlicher Würde zu vertreten, sondern, was mehr sagen will, in diesen schwierigen Zeitläuften zu leiten. Alle Genannten sind Mitarbeiter an der „Biserica ortodoxa Romana", dem bedeutendsten Organ für die Er-

[2]) Die Kirche (von Basilika). D H

neuerung der orthodoxen Kirche. — Sehr zu begrüßen wäre als Mitarbeiter in diesem Kreise der bedeutendste Historiker, den das rumänische Volk aufweist: Nikolae Jorga. Seine Rumänische Geschichte, in zwei Bänden, ist deutsch bei Perthes in Gotha erschienen und gilt als die beste Darstellung des Gegenstandes. Er ist es auch, der die Verdienste der orthodoxen Kirche um die Literatur der Rumänen nachgewiesen hat. Sicherlich steht seine Sympathie auf seiten der Reformer, deren Arbeit er durch das Gewicht seines Namens ohne Zweifel bedeutend fördern könnte. Seit kurzem ist Jorga leitender Minister.

6

Der Kampf um die Erneuerung und Geltung der orthodoxen Kirche ist ja ungewöhnlich schwer. Ein harter und zäher Feind ist zunächst die Unwissenheit, und zwar sowohl im Volk im allgemeinen wie insbesondere im Klerus. Es ist nicht allzulange her, daß Geistlicher (Popa) werden konnte, wer vier Volksschulklassen und vier Seminarklassen hinter sich gebracht hatte. Diese sehr dürftige Bildung genügte ja für die Praktiken des Dienstes, besonders auf dem Dorf. Jetzt wird von dem Geistlichen der Besuch eines achtklassigen Seminars und die unserem Abitur entsprechende Abschlußprüfung verlangt. Das ist ein ungeheurer Fortschritt. Wer weitere theologische Bildung erstrebt, kann sie auf einer theologischen Fakultät erwerben, und es ist eine Frage der Zeit, daß der Besuch der theologischen Fakultät zur Pflicht gemacht wird. Ist der junge Mann begabt und eifrig, so erhält er wohl ein Stipendium, mag es auch bescheiden sein, und kann sich im Ausland an einer Universität (bevorzugt wird neuerdings Straßburg) eine allgemeine und theologische Ausbildung aneignen, die mit der unserer Pfarrer gleichen Wert hat. Der so Vorgebildete ist jedem „Intellektuellen" (in Rumänien ein beliebtes Schlagwort) mindestens ebenbürtig, wahrscheinlich aber überlegen.

Für die praktische Ausbildung als Seelsorger, Liturg und Gemeindeerzieher ist das Zentralseminar in Bukarest geschaffen. Da es im Lande eine sogenannte Innere Mission (von der Aeußeren Mission gar nicht zu reden) noch kaum gibt, schickt man Geistliche, die bereits im Amte stehn, nach Deutschland, England, Frankreich und läßt sie dort die soziale Arbeit der Kirchen, die Arbeit an den Entkirchlichten, an den Kranken, an sittlich Gefährdeten, an Kindern studieren, damit sie später in ähnlichem Sinne wirken. —

Um die Geistlichen zu fruchtbarer Arbeit anzuregen, halten die Bischöfe regelmäßig Priesterkongresse in ihrem Bezirk. Ungemein anregend wirkt Bischof Bartolomei. Es will doch etwas heißen, wenn er 4—500 Geistliche jährlich regelmäßig zwei bis drei Tage lang in angespannter geistiger Arbeit erhält. Man müßte die seelsorgerische Arbeit des Mannes im Kleinen verfolgen, wie er jedem Pfarrer nachgeht, wie er ihn anzufassen weiß, wie er ihm ins Herz und Gewissen die heilige Pflicht legt, sein Amt im Geiste Jesu Christi zu führen. Bei solcher Arbeit werden die Geistlichen in die religiöse Wirklichkeit versetzt, in eine Welt, die toto coelo verschieden ist von der des aufgeklärten Liberalismus und Materialismus, die sonst im Lande herrscht. Es ist die Welt des erlösenden Glaubens, der sich selbst und seine Aufgabe versteht und sich in dieser harten Welt durchsetzen will.

Ueberaus anziehend ist es zu sehen, wie die führenden Geister daran arbeiten, in den Priestern die Empfindung für die Würde und den Wert ihres Berufes zu wecken. Da sollen die Priester zuerst einmal dem Gottesdienst die Schätzung erweisen, die ihm gebührt. Eine mechanische geistlose Ausübung hat die orthodoxe Liturgie — eine tiefsinnige Darstellung der Erlösung durch den Gottmenschen — in üblen Ruf gebracht. Wenn überhaupt irgendeine Tätigkeit des Priesters die höchste Sammlung und die geschlossenste Haltung verlangt, so ist es die Liturgie. Der Priester selbst ist der Darsteller des erlösenden Christus, des lehrenden, des heilenden, des sich opfernden und sterbenden und auferstehenden und erhöhten Christus. Ihn soll der Priester den Leuten zum Verständnis und Nachempfinden bringen.

Dann die Predigt! Der Priester soll die Gemeinde mit der Bibel, besonders mit dem Neuen Testament bekannt machen. Eine vortreffliche Uebersetzung des Neuen Testaments von Bischof Nikodim in Piatra Neanuţ in bestem volkstümlichem Rumänisch steht ihm zur Verfügung. Ein vortrefflicher Homilet ist Julius Scriban; seine bereits in mehreren Auflagen erschienenen Volkspredigten (predice populare) sind musterhaft; sie wurden von der rumänischen Akademie prämiiert.

Die Kirche soll den Mut aufbringen zur Bekämpfung der sittlichen Schäden. Das am meisten verbreitete Uebel ist die Trunksucht. Daß ein Priester die Trunksucht bekämpfe, diese Zumutung hat in früheren Zeiten Niemand gestellt. Jetzt soll er sich persönlich für Mäßigkeit und, wo nötig, für Enthaltsamkeit einsetzen. Er fördere die gesellige Unterhaltung, sogar den Tanz ohne geistige Getränke. Er dringe auf Errichtung von Teestuben. Er überwache die Sonntagsheiligung und weise die nachsichtigen Beamten, die das Gesetz ruhig übertreten lassen, zurecht und zeige sie an! — So frei und kühn redet man jetzt.

Eine verbreitete Unsitte ist das Fluchen. Von der Scheußlichkeit des rumänischen Fluchens macht sich ein Fremder gar keine Vorstellung. Früher zuckte man dazu die Achseln. Jetzt erlebt das Land, daß der Patriarch Miron selber auf den Plan tritt und mit einem sehr verständigen, dazu eindrucksvollen Hirtenbrief die Unsitte in der breitesten Oeffentlichkeit brandmarkt.

Das geschlechtliche Leben ist noch verdorbener als es früher war. Unheimlich wütet die Syphilis. Der Priester soll in seinem Hause — nach orthodoxer Kirchenordnung m u ß er verehelicht sein — das Vorbild eines reinen Familienlebens geben. Aus eigener Anschauung darf ich versichern, daß das Familienleben der Pfarrer, die ich kenne, musterhaft ist. Aber bei dem Tiefstand der öffentlichen Meinung gerade auf diesem Gebiete ist der Kampf gegen die Unsittlichkeit unsäglich schwer.

Ueber die Seelsorge im eigentlichen Sinne hinaus warten des orthodoxen rumänischen Geistlichen auch noch allgemeine kulturelle und soziale Pflichten. Manche Pfarrer gründen Gemeindehäuser für Vorträge aller Art, auch für Lichtbilderaufführungen; andre machen sich durch Einführung von Sparkassen und Genossenschaften verdient; wieder andre richten Volksbibliotheken ein — lauter Dinge, von denen man früher nichts oder fast nichts wußte, wenigstens nicht im alten Rumänien. In den orthodoxen Gemeinden Siebenbürgens und des Banats war allerdings die Innere Mission schon früher am Werk.

Zusammenfassend darf man feststellen, daß die Führer der Reform den Nagel auf den Kopf treffen, wenn sie die kirchlichen Zustände dadurch bessern wollen, daß sie den Klerus bessern. Jede andre Methode ist falsch. Es hieße den Gaul am Schwanze zäumen, wollte man die Reform der orthodoxen Kirche mit einer Reform der „Lehre", des Kultus, der Kirchenverfassung beginnen. Solche Reform interessiert Niemanden. Nur ein wirklich gebildeter tüchtiger treuer Klerus darf hoffen, daß die Laien ihre Kirche wieder liebgewinnen und auch etwas für sie tun und für sie eintreten.

Wie man sieht, hat die orthodoxe Kirche mit der Bewältigung der inneren Nöte Arbeit genug und übergenug. Nun aber kommen zu den innern noch sehr große äußere Nöte, Nöte, von denen die Kirche (im Regat wenigstens) überhaupt nichts wußte. Es handelt sich um die Auseinandersetzung zuerst mit der römisch-katholischen Kirche, der die unierte Kirche Sukkurs leiht, und dann mit den Sekten.

Heidelberg Carl Arnold

(Schluß folgt)

Die letzte Theokratie

1

Der Kirchenbegriff des amerikanischen Kongregationalismus von 1620 bis 1650 hat für uns heute mehr als nur historisches Interesse. Mag die konkrete Form des gegenwärtigen Kongregationalismus uns Deutschen kaum bekannt sein, so stellt doch in der Reihe verschieden geprägter Kirchenbegriffe der kongregationalistische einen besonders interessanten Typus dar, der in eigentümlicher Weise Mittelalter mit Neuzeit, Cal-

vinismus mit Baptismus verbindet und überdies von ungeheurer Bedeutung für den modernen liberal-demokratischen Staatsbegriff geworden ist. Und wer von uns wollte leugnen, daß die Erörterung des Begriffs der Kirche — nach Ursprung und Geschichte — in unseren Tagen an Breite und Tiefe erheblich zugenommen hat? Troeltsch hat hier von soziologisch-geistesgeschichtlicher Seite her die Kirchenfrage neu gestellt, er ist dann ergänzt, verbessert, bekämpft worden von Holl u. A. m. Aber diese Diskussion liegt noch vor dem Krieg.

Ihre ganze Schärfe und ihren praktischen Ernst hat sie eigentlich erst nach dem Krieg gewonnen. Dazu haben verschiedene Faktoren beigetragen. Einmal die ökumenische Bewegung mit ihren verschiedenen Motiven (Stockholm, Lausanne, Jerusalem), die uns Westeuropäer und insbesondere Deutsche ganz energisch zu theologischer Besinnung auf unseren reformatorischen Kirchenbegriff aufrufen sollte. Zweitens — und das haben Viele am eigenen Leib verspürt — haben Krieg und Inflation dem Freikirchen- und Gemeinschaftschristentum starken Auftrieb gegeben, zugleich die lutherischen Gemeinden hier und dort gefährlich unterminiert und zersetzt, so daß auch von dieser Seite her die Kirchenfrage höchst aktuell geworden ist. Frick hat ganz recht, wenn er in seiner Schrift „Das Reich Gottes in amerikanischer und in deutscher Theologie der Gegenwart" 1927 sagt: „Horribile dictu: Einst hat das Luthertum die Sekten und Schwärmer hinausgestoßen ... Nun sind sie als Geister zurückgekehrt und beunruhigen das Luthertum von innen her." Drittens hat die dialektische Theologie die Frage nach Form und Inhalt unserer reformatorischen Kirchen neu gestellt, bemerkenswerterweise mehr noch von reformierter als lutherischer Seite, wie mir scheint, und gleichzeitig mit ihr ist auch von nicht dialektischer Seite das Problem neu aufgegriffen (Frick, Hirsch, Elert u. A. m.).

Es ist offenbar ein dringendes allgemein theologisches und religiöses Anliegen, das in der Kirchenfrage zum Ausdruck kommt. Wo man sich ernstlich bemüht um die Grundlagen der Predigt, das heißt um den lebendigen Christus, stellt sich mit Notwendigkeit der dritte Artikel ein. Wer das noch nicht begriffen hat, dessen Verkündigung hängt in der Luft, und er selbst ist ein Schmarotzer am Leibe Christi. Denn unsere Verkündigung legitimiert sich nur, insoweit sie um „Kirche" weiß.

2

Die Zeitspanne 1620—1650 des amerikanischen Kongregationalismus ist einer jener welthistorischen fruchtbaren Augenblicke, in dem sich zum letztenmal Mittelalter mit Neuzeit zu einer charakteristischen Verbindung zusammenfinden.

Unter amerikanischem Kongregationalismus versteht man das kirchliche Gebilde Nordamerikas, welches gegenwärtig fast 1 Million Kommunikanten zählt. Es hat, trotz seiner zahlenmäßigen Kleinheit, von allen Denominationen der Neuen Welt wohl den nachhaltigsten Einfluß auf Staat und Kirche ausgeübt. Zwar hat die Kolonisation der U.S.A. unabhängig eingesetzt an den verschiedensten Stellen — in Virginia die Episkopalisten, in Maryland die Katholiken, in Pennsylvania die deutschen Pietisten, aber auch Lutheraner (Mühlenberg), in Delaware die schwedischen Lutheraner, in New York (vordem Neu-Amsterdam) die holländischen Calvinisten — aber den nachhaltigsten legitimen Einfluß hat doch die nördlichste Niederlassung ausgeübt, in den beiden Staaten Massachusetts und Connecticut mit ihren vier Keimzellen Boston, Plymouth, Hartford und New Haven (wenn jetzt auch von gewisser Seite vor Ueberschätzung dieses Einflusses gewarnt wird). Und hier saßen die Kongregationalisten. Nur Etliche von ihnen kamen schon als solche hinüber, auf der Mayflower 1620, der größere Teil war ursprünglich puritanisch und hat sich erst seit seiner Niederlassung in Boston 1630 nach Plymouth-Muster kongregationalisiert.

Sie waren Engländer, aber nicht Episkopalisten. Sie protestierten je länger desto mehr gegen die Verfassung der englischen Staatskirche, für die Elisabeth verantwortlich zeichnete. Zuerst waren es nur Kleinigkeiten, die ihren Aerger erregten: die bunten Gewänder, das Kreuz, die Bilder; noch hielten sie am Ideal einer bischöflich geleiteten Staats- und Volkskirche fest (Thomas Cartwright). Aber bald vertieft sich ihr Widerstand. Sie kämpfen gegen die Verbindung von Staat und Kirche, gegen die Idee einer Volkskirche, gegen Papismus in Verfassung und Liturgie. Hier und da bilden sich kleine Konventikel, deren Leiter gefangen gesetzt und gehängt werden, ganze Gemeinden müssen nach Holland flüchten, spalten sich dort usw. Wichtig für uns ist hier nur die Tatsache, daß der Herd dieses über den Puritanismus eines Cartwright hinauswachsenden Kongregationalismus (bisweilen und nicht unmißverständlich auch Independentismus genannt) im Osten Englands liegt, wo sich Tausende und Abertausende von Holländern niedergelassen hatten, die sich dem Blutregiment eines Philipp und Alba entziehen wollten. Diese haben sicherlich das Ihrige dazu beigetragen, den Osten zu kongregationalisieren. Vielleicht sind auch an diesen illegitimen, unterirdischen Einflüssen Johan a Lasco und Menno Simons beteiligt, wenigstens indirekt. Jedenfalls reichen die Wurzeln des amerikanischen Kongregationalismus sehr tief in die Vergangenheit hinab, und seine eigentümlich strukturierte Verfassungsform weist auf eine in Ostengland erfolgte Verbindung niederwestdeutschen Täufertums und mittel-niederrheinischen Calvinismus hin.[1])

Nach Holland zurück, nach Amsterdam, flüchtet aus Gainsborough und Scrooby u. a. eine jener ostenglischen Gemeinden mit Smyth, Brewster und Robinson an der Spitze. Aus dieser Amsterdamer Flüchtlingsgemeinde fahren 1620 einige über hundert Bekenner nach Nordamerika und lassen sich nieder in der Nähe des heutigen Boston, woraus mit der Zeit Plymouth wird. Das ist der erste nucleus[2]) des amerikanischen Kongregationalismus. Der zweite wird gebildet durch Niederlassung einer Gruppe englischer Puritaner mit Winthrop an ihrer Spitze, nicht ganz so radikal eingestellt wie Plymouth, 1630 in Boston. Bald kongregationalisieren sie freilich, unter Plymouth' Einfluß. Der dritte bildet sich durch Absplitterung einer mehr demokratischen Gruppe von Boston, unter Thomas Hookers Führung, der 1634 das jetzige Hartford gründet, den Geburtsplatz der amerikanischen Demokratie, d. h. der ersten geschriebenen und angewandten politischen Verfassung, die 1789 in Frankreich Pate gestanden hat bei der Erklärung der Menschenrechte. Den vierten nucleus endlich finden wir in New Haven mit Davenport an der Spitze, jetzt Heimatstadt der Yale-Universität. Das sind die vier Keimzellen des Kongregationalismus auf amerikanischem Boden.[3])

3

Das Kennwort der Baptisten ist: Wasser, Wasser! Das der Methodisten: Feuer, Feuer! Das der Kongregationalisten: Order, Order! so hat einmal Jemand gesagt. Eine ganz prägnante Uebersetzung dieses order ist nicht möglich, da es im Englischen bezeichnenderweise sowohl „Amt" wie „Ordnung" bedeutet. Ob diese Doppelbedeutung des Wortes vielleicht unter calvinistischem Einfluß entstanden ist? Jedenfalls steckt in der Betonung des order viel calvinistisches Erbgut. Für Calvin war Kirchenverfassung kein adiaphoron, sondern eine sehr bestimmte nota ecclesiae. „Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung. Alle Gewalt (power) ist von Christus der Kirche übertragen und wird empfangen wie ausgeübt in der Weise, wie sie Christus selbst verordnet hat. Die ganze Kirche ist eine Armee mit Bannern. Die ganze Armee befindet sich in täglichem Kampf, aber doch kämpfen nicht alle Truppen in derselben Weise, sondern Jedermann hat seinen

[1]) Die Forschung hat sich bisher nur wenig mit diesen Zusammenhängen befaßt. In Amerika ist man über provinziell- und lokalhistorische sowie denominationelle Geschichtsschreibung kaum hinausgediehen. Noch seltsamer ist, daß unser deutsches kirchengeschichtliches Interesse an der Reformation so oft bei den Reformatoren hängen bleibt, und daß insbesondere Männer wie Troeltsch, die den Ursprung der sogenannten „Neuzeit" feststellen wollen, an den illegitimen unterirdischen Strömungen der Spiritualisten und apokryphen Calvinisten Niederdeutschlands und Hollands quellenforschend achtlos vorübergehen.

[2]) Kern. DH

[3]) Wenn man von Roger Williams auf Rhode Island absieht.

Platz und Ordnung.“ [4]) Order war das Schibboleth der Kongregationalisten. Nicht das Dogma trennte sie von der englischen Staatskirche, ebenso wenig wie die Presbyterianer, sondern die Verfassung, die sie ganz ernst nahmen. Nach Th. Hooker, einem ihrer Wortführer, hat Luther von den drei officia Christi nur das officium sacerdotale und propheticum hergestellt, nicht aber das officium regium. Christus ein König über seine congregatio, der er durch seinen Geist die rechte Verfassung verleiht! „Diese hehre Armee von Heiligen ist hier auf Erden geleitet durch die officers (Offiziere, Beamte) unter der Führung ihres ruhmvollen Kaisers Christi, des siegreichen Michael.“ [5]) Und Davenport, der Leiter des vierten Mittelpunktes in New Haven, sagt: „Jesus Christus unser Mittler ist der einzige unmittelbare Urheber und Gründer der einzelnen sichtbaren Kirche.“ Deshalb ist es theologisch ungenau, wenn man im Hinblick des Wortes Kongregationalismus = congregatio diese als Subjekt ihrer Verfassung ansieht. Ihr Recht ist nur entlehnt und mittelbar, der unmittelbare Träger aller kirchlichen Amtsgewalt ist der Herr. Deshalb ordiniert auch grundsätzlich nicht der Pfarrer oder der Aelteste oder die Gemeinde, sondern Christus selbst. Der christokratisch-spiritualistische Zug des kongregationalistischen Kirchenbegriffs wird hier schon deutlich, erfährt jedoch, wie wir gleich sehen werden, seine Dämpfung und Zähmung.

Nach diesem Vorbehalt leiten wir jetzt in die konkrete Erörterung ein, was die Kirche konstituiert. Wir folgen dabei der schulmäßigen Zweiteilung, wie sie bei Hooker, z. B. vorliegt, in Formality und Materiality of the church; das heißt ihre Form und ihr Inhalt stehen zur Debatte.

Zuerst ihre Form. Was konstituiert die Kirche? Nicht die officers, deren man in Anlehnung an Calvins ordonnances ecclésiastiques vier kennt, den pastor, teacher, ruling elder und diacon. Wenn man auch ganz anders wie das Quäkertum z. B., aber auch der Baptismus, großen Wert legt auf eine geordnete Verwaltung der Kirche von Amts wegen, so läßt man doch keineswegs irgendeinen officer die kirchliche Amtsgewalt a priori besitzen. „Die Kirche ist der Leuchter, die officers sind die Kerzen“ sagt Hooker.[6]) Darum spielen auch die Sakramente keine konstitutive Rolle. Das wäre das Allerletzte gewesen. Sie konstituieren nicht, sondern werden im Gegenteil erst konstituiert oder zu Wirkung erhoben durch die Existenz einer Gruppe von visible Saints (sichtbaren Heiligen), denen sie dienen. Man muß bereits zu ihr gehören, um in den Genuß von Taufe und Abendmahl zu gelangen. (Mit einer Ausnahme, die uns noch beschäftigen wird, nämlich den Kindern.) Die Taufe ist ein Siegel, Bestätigung eines bereits vorhandenen Zustandes, wie auch das Abendmahl nur den sichtbaren Heiligen gespendet werden darf. Hooker sagt deshalb sehr deutlich: „Gibt es Kirche und Glieder vor der Taufe, dann kann Taufe nicht formality geben. Denn forma ist kausativ, und ist vor formatum. Aber die Kirche, die wir jetzt im Auge haben, als totum essentiale, geht der Taufe zuvor.“ [7])

Auch kann ein übergesamtgemeindliches gremium von Männern nicht die Amtsgewalt besitzen, also keine Synode oder Presbyterium. Sehr scharf hat Hooker diese Spitze gegen den Presbyterianismus herausgearbeitet in seiner Fehde mit dem Presbyterianer Rutherford. Damit hängt Ablehnung des Begriffs der Parochial- oder gar Nationalkirchen zusammen, wie man sie damals in Schottland vorfand (J. Knox' Covenant). Cotton, ein anderer der Väter, sieht in der Existenz der Volkskirche (nicht zu verwechseln mit Staatskirche) geradezu ein öffentliches Aergernis.

Schließlich hat auch das Glaubensbekenntnis keine konstitutive Bedeutung. „Taufe und Glaubensbekenntnis samt ehrenhaftem Lebenswandel konstituieren nicht formaliter die Kirche“ sagt Davenport. Hooker vergleicht es mit der allgemeinen und ununterschiedlichen Liebe einer Frau zu vielen Männern. Sie gehört Niemandem. So auch bei der Konstitution der Kirche gehört wesensmäßig Anschluß an diese oder jene konkrete Kirchgemeinde dazu. Hier wird jetzt schon der lokale, kongregationale Charakter der Kirche deutlich, wir begegnen ihm später noch deutlicher.

Also: sowohl eine hierarchisch-sakramentale als auch eine presbyteriale synodale Kirchengewalt wird abgelehnt, wie auch die Gründung einer konkreten Kirchgemeinde uns erst zu Teilen am Leibe Christi macht. Das heißt: „The body of members (alle Mitglieder) besitzen alle Gewalt ursprünglich und wesentlich. Er ist der unmittelbare (wenn auch im Hinblick auf Christus subordinierte) Träger aller Schlüsselgewalt.“ [8]) Das bedeutet, daß ein Bund von Gleichgesinnten die Kirche konstituiert. So redet man gern von einer „sichtbaren Gemeinde von verbündeten Gläubigen“. Der Bund also, oder der Covenant ist das Rückgrat der Kirche. Einen klassischen Ausdruck findet Hooker hierfür, wenn er sagt: „Was konstituiert die Form der Kirchen? Wir behaupten: Gegenseitige Verbündung und Vereinigung der Heiligen in der Gemeinschaft des Glaubens, nach der Ordnung des Glaubens ist das, was einer sichtbaren Kirche Konstitution und Sein verleiht.“ [9])

Damit greifen die Kolonisten eine Form auf, die, soweit wir wissen, zum erstenmal in Schottland geprägt wurde. Es ist bekannt, daß die schottischen Adligen sich zusammentaten zu einem Bund, um der Katholisierung ihres Landes entgegenzuwirken. Freilich sind ihre Bünde etwas Anderes als die unserer Pilgerväter, insofern sie einen nationalen Volksbund gewisser aufrichtig ihrem Land ergebenen Gesellschaftsschichten darstellten, aber nicht von Individuen, was sie bei uns sind. Bekannt ist, daß die männlichen Passagiere jenes kleinen zerbrechlichen Segelschiffes Mayflower 1620, bevor sie das Land betraten, einen feierlichen Vertrag aufsetzten in Form eines covenant: „Wir verbünden und vereinen uns untereinander und feierlich vor Gott zu einem body politique“, zu einem Staatsgebilde. Dann erst begannen sie ihr Werk, wobei es interessiert, daß sie mit Absicht den 25. Dezember dazu wählten.

Ohne auf die kirchengeschichtlich bedeutungsvolle Tatsache einzugehen, daß zum erstenmal in der Kirchengeschichte eine Religionsgemeinschaft sich die von Erasmus, Morus bis zu Grotius, Spinoza, Hobbes, Locke vertretene staatsphilosophische Idee einer Vertragsschließung zwischen den beiden Partnern Volk und König zu eigen macht, ohne auch im Einzelnen auszuführen, wie die Covenant-Idee ihren unmittelbaren Niederschlag fand in der Verfassung der Stadt Hartford 1639 und von hier sich verpflanzte in die einzelnen bills der verschiedenen amerikanischen Staaten, um dann in der Verfassung fest verankert zu werden und von hier schließlich überzugehen in die Erklärung der Menschenrechte 1789 (Franklin) — ohne also diesen weltgeschichtlichen und staatsphilosophischen Rahmen nach rückwärts und vorwärts zu spannen, wollen wir nur darauf verweisen, daß dieser Covenant der kongregationalistischen Kirchen auf der kirchenpolitischen Freiheit aller Gläubigen beruht. Das bedeutet freilich keineswegs religiöse Toleranz, die man von rabiaten Calvinisten am allerwenigsten zu erwarten hat. So bezeichnet man unter dem oft angewandten Bild der Schlüsselgewalt den einen der Schlüssel mit the key of liberty. Davenport sagt z. B. von den Gemeindemitgliedern: „Ihre Beziehungen sind freiwillig, und alle freiwilligen Beziehungen sind es durch einen covenant. So zwischen einer Gesellschaft oder Corporation und deren Mitgliedern, zwischen Eheleuten, zwischen Herr und Knecht, und so auch zwischen einer Kirche und ihren Gliedern.“ [10]) Die Mitglieder besitzen also hinsichtlich der Kirche eine verfassungsmäßig verankerte Autonomie a priori.

Kirchvers b. Marburg Hans Schimmelpfeng

(Schluß folgt)

[4]) Survey. Von Th. Hooker. London 1648. S. 2.
[5]) A True Confession 1596. In W. Walker: Creeds and Platforms of Congregationalism, New York 1893. S. 38.
[6]) Survey. S. 91.
[7]) Ebenda S. 55.
[8]) The Temple measured. Von J. Noyes. London 1647, S. 10.
[9]) Survey, p. 150.
[10]) The Power of Congregational Churches . . . . 1672, p. 39.

Goethes religiöses Vermächtnis

(Schluß)

4. Abglanz

... und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben.

Man liest den Leitspruch unserer Erörterungen zuweilen in der Fassung: „... sind nur Abglanz." Wenn diese Textgestalt mehr besagen sollte als ein betonendes „nichts anderes als", wenn sie eine Wertbeschränkung ausdrückte, so wäre sie vollkommen ungoethisch. Denn für Goethe bedeutete der Begriff „Abglanz" durchaus keine Wesensentleerung, keine Verflüchtigung der Realität zu bloßem Schein, vielmehr eine sehr wesenhafte und wirksame Realität selbst. Nicht den Mangel des Eigenglanzes, das Erborgtsein fremden Glanzes hebt in seiner Sprache das Wort „Abglanz" hervor, sondern einfach die Weitergabe des Lichtes veranschaulicht es als Naturnotwendigkeit und mit verschiedenartiger Energie. Der Abglanz hat die Art des Brennglases, das die Sonnenstrahlung konzentriert und als Kraftquelle ausnutzt, oder des Meeres, das sich von der untergehenden Sonne mit homerischem Purpur färben läßt. Niemand denkt bei diesen Phänomenen an das Sekundäre der Erscheinung, sondern betrachtet Zündvorgang oder ästhetischen Reiz als ein Stück selbständiger Wirklichkeit.

Dem Flammenübermaß des Sonnenaufgangs nicht gewachsen, wendet sich Faustens Blick dem Sprühregen des Wassersturzes zu, der die Strahlen in farbenvollem Bogen bricht, und weidet sich an diesem, der mit seinem milderen und so gerade herrlicheren Glanz erquickt. Die Wohltat des Regenbogens über dem schäumenden Fall, während der Beschauer der Sonne den Rücken kehrt, wird dem Dichter zum Sinnbild völliger Beglücktheit, nachdem ein übermenschliches Schauenwollen in die Grellheit ungedämpften Lichtes nur in Schmerzempfindung geendet.

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.[1])

Kein Minderes stellt das Abbild dar, nicht dasselbe in niederem Grad, sondern ein Anderes, mit dem Urbild Verknüpftes, zwar menschlichem Vermögen angepaßt, aber in selbständiger Seinsweise. Die wirkende Natur und der wirkende Menschengeist spiegeln das Urphänomen der schaffenden Liebe; sie sind, wie wir sahen, erdhafte, nicht metaphysische Transparente, aber es ist wirklich die Urliebe, die durch sie als Transparent leuchtet.

Goethes Hochwertung des Abbildes, deren Intensität an das Christusprädikat der Hebräerepistel (1, 3) — „Abglanz von Gottes Herrlichkeit und Ebenbild seines Wesens" — erinnert, führte zu jenem überraschenden Verständnis kirchlicher Symbolik, von dem ein Abschnitt im 7. Buch der Autobiographie Kunde gibt. Während er zur Taufe von Schillers Söhnchen am 14. Juli 1796 nicht erschien, weil ihn dergleichen Zeremonien verstimmten,[2]) und seine Kirchenflucht[3]) in Fausts Verwünschung des Glockengeläuts[4]) widerklang, hat er an jener Stelle zugunsten des katholischen Kultus die anerkennendsten Worte gefunden. Im Vergleich mit ihm habe der protestantische Gottesdienst „zu wenig Fülle und Konsequenz"; der Kritiker begreift es durchaus, daß dieser Kult die Gemeinde nicht zusammenhält, ja separatistische Neigungen fördert und daß demzufolge die Zahlen der Kirchgänger und Kommunikanten von Jahr zu Jahr sich verringern. Die tiefste Ursache findet er darin, daß der Protestantismus zu wenig Sakramente habe. Die er hat, fallen zu sehr aus dem Rahmen des täglichen kirchlichen Betriebs, sind isolierte Handlungen, die von keinem System gleichartiger gestützt werden. Der Sinn des Abendmahls — das Empfangen himmlischer Speise unter der Form irdischer Nahrung — ist zwar in allen christlichen Kirchen der gleiche; aber das protestantische Abendmahl steht zu allein. Kein Christ kann es mit wahrer Freude genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß vertraut sein mit dem großen allgemeinen Sakrament, das sich in soviel andere zergliedert und diesen Teilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mitteilt. Als Symbole bedeuten die Sakramente das Höchste der Religion, das Sinnbild einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. Es folgt eine feinsinnige Würdigung der katholischen Frömmigkeit, die innere Herzensreligion und die der äußeren Kirche zu identifizieren gewohnt ist. Sie empfindet die Ehe infolge des Priestersegens als unauflösliches Band, die der Kirche einverleibende Taufe als höchstens durch den ungeheuersten Abfall verscherzbare Wohltat, die Firmung als den Beginn völliger Bürgerschaft im Schoß der Kirche nach Seite der Rechte und Pflichten, die Beichte im Gegensatz zu der schon vom Konfirmanden Goethe empfundenen unpersönlichen protestantischen Art als Züchtigung durch symbolische Strafen, die Kelchentziehung als Geheimnissteigerung des Kommunionaktes: man genießt eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht, sieht jedoch den Kelch nur in der Ferne. Und was durch das ganze Leben hin erprobt worden, erweist an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte in vervielfältigter Potenz. Inbrünstig nimmt der Hinfällige die symbolische Versicherung entgegen, daß weder ein feindseliges Element noch ein mißwollender Geist hindern könne, in verklärtem Leib unermeßlichen Seligkeiten zu nahen. Die abschließende Salbung der Füße bedeutet, daß sie im Fall der Genesung einen Widerwillen empfinden sollen, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. „Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdiger heiliger Handlungen Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinandergerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden." Sogar die Priesterweihe findet trotz Goethes schroff antihierarchischer[5]) Gesinnung sympathisierende Auslegung. Sie ist das oberste Symbol, weil aus dieser einen Quelle fließt, was an Segnungen den Gläubigen durch die priesterliche Vermittlung zuteil wird. Die sakramentale Uebertragung des Privilegs von einem Berechtigten auf den anderen läßt alle weiteren Gnadengaben als hereinströmend aus der ewigen Region erscheinen. Der Priester in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger, im Kreis seiner Mitgesalbten, symbolisiert den segnenden Gott. Nicht er ist es, vor dem wir die Knie beugen, sondern sein Amt, und sein Segen wird um so mehr als unmittelbares Himmelsgut empfunden, als ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch lasterhaftes Wesen schwächen oder entkräften könnte.

Man erkennt unschwer, daß bei allen diesen Aeußerungen Goethes Symbolismus die Feder führte. Und es verblieb alles in der Sphäre feinfühliger psychologischer Theorie; persönliches Bedürfnis war daran völlig unbeteiligt. Wenn er die Spezialbeichte[6]) pries, so geschah es mit der ausdrücklichen Begründung: da der Katholizismus eine sittliche Selbstbildung nicht fordere. Wer ernsthaft auf sie bedacht ist, braucht selbstredend nicht den „Mann vom Metier". Nur dem Durchschnittsindividuum gibt die protestantische Religion zuviel zu tragen, wenn sie die Lasten auf seinem Gewissen beläßt. Und vollends, wo die Kultusobjekte außerhalb ihrer symbolischen Sinndeutung einen Selbstwert beanspruchten, verriet sich, daß sie in Goethes persönlichem Empfinden keine Rolle spielten. W. von Humboldt schildert[7]) einen an Goethe beobachteten Haß gegen das „Mystische", von dem man sich keinen Begriff machen könne: als Zacharias Werner ein Sonett verlesen, das die Scheibe des Vollmonds mit einer Hostie verglich, sei er „saugrob" geworden. Und nichts als Absurditäten bedeuteten ihm die heiligsten Reliquien.[8])

[1]) II. Teil, 1. Akt.
[2]) Brief an Sch. vom 13.
[3]) An Frau v. Stein, 12. Mai 1782.
[4]) II. Teil, 5. Akt.

[5]) Es sei nur erinnert an das Mißtrauen gegen die Schleichwege päpstlicher Politik im Gespräch mit Eckermann am 3. April 1829 und die Kontrastierung bischöflicher Fürstenpracht mit der Armut Jesu — darum Aufklärungsfurcht und Bibelentziehung von seiten der reich dotierten Geistlichkeit! — am 11. März 1832.
[6]) Gespräch mit H. Voß (jun.) am 8. Februar 1805; Tagebuch vom 7. September 1807.
[7]) Unter dem 31. Dezember 1808 und 1. Januar 1809. Vgl. Biedermann a. a. O. II, S. 15.
[8]) Zu Eckermann am 11. März 1832.

Indes ist doch ein Unterschied im Abglanzcharakter der Natur und des Menschengeistes bei Goethe konstatierbar. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Aber im bewußten Menschengeist regt sich eine naturüberlegene Kraft; er ist ein Transparent höherer Ordnung. Die hindurchdringenden Strahlen des Urlichtes treffen hier ein weiteres Betätigungsfeld. Die Wirkungen der Natur verbleiben im Naturhaften, also in der ureigenen Sphäre; die Wirkungen des Geistes bestreichen die andere Sphäre mit. Wir lasen von den dämonischen Charakteren das Wort: sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe aus, ja über die Elemente.[9]) Von einer Wundertätigkeit des Geistes im Sinn einer Durchbrechung der Naturgesetze durch den großen Menschen kann im Zusammenhang des goethischen Denkens gewiß keine Rede sein; aber er verfügt über Naturkräfte, die menschlichem Normalmaß entzogen sind. Somit verbleibt seine Herrschaft über die Elemente durchaus im Bereich des Naturhaften und den meisten verborgener Gesetzlichkeit. Goethe zum Anwalt eines magischen Okkultismus zu machen, der Kräfte der Uebernatur einzusetzen sich rühmt, ist absurd.[10])

Goethe wußte sich zwar nicht frei vom Aberglauben, fürchtete z. B. vor der Flucht nach Italien, daß er nicht hingelangen werde, wenn jemand darum wisse,[11]) und verteidigte ihn[12]) als Erbteil energischer großtätiger Naturen, als zur Poesie des Lebens gehörig, darum dem Dichter anstehend. Aber wenn ihm Fälle von seelischem Magnetismus bewußt wurden — daß z. B. der Partner von dem zu reden begann, woran er selbst soeben lebhaft gedacht, oder ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen dieses herbeizwang[13]) —, wenn kosmisches Ferngefühl ihn das Erdbeben von Messina in der Nacht vom 6. Februar 1783 verspüren ließ[14]), wenn zeitliche Fernsicht nach dem Abschied von Sesenheim die eigene Gestalt im hechtgrauen Kleid zu Pferd entgegenkommend erblickte, genau wie er tatsächlich acht Jahre später zufällig dortselbst erschien[15]), wenn der Großvater bereits ein Vorahnungsvermögen in hohem Maß besessen hatte[16]) — so fiel das nicht in die Rubrik des Aberglaubens. Dergleichen lag für sein Urteil sehr wohl in der Natur, wenn er sich auch beschied, noch nicht den rechten Schlüssel dafür zu haben. Wir tappen alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt, und wie es mit unserem Geist in Verbindung steht. Nur soviel ist gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen und ein Vorgefühl, ja einen Blick in die Zukunft gestatten.[17]) In jüngeren Jahren geneigter, noch eine weitere Welt außer der sichtbaren zu glauben und sein beschränktes Selbst zu einem swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu sehen[18]), verwirft Goethe in reiferem Alter mindestens alles okkultistische Brückensuchen nach dem Jenseits. Ein solches Bemühen scheint ihm[19]) auf jenen hohlen Fleck im Gehirn zu deuten, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen sei, das nicht sehen könne. Wer sich auf diese Stelle im Gehirn versteift, verfällt in Geisteskrankheit, ahnet Dinge aus einer anderen Welt, die eigentlich Undinge sind, weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen. Demgemäß heißt es in einem Gespräch mit Kanzler v. Müller über die Seherin von Prevorst:

> Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.[20])

Selbst die Figur der Makarie in den „Wanderjahren“[21]) hat wohl menschliches Durchschnittsvermögen überholt, aber den Bereich des Natürlichen nirgends überschritten. Es heißt von ihr, sie befinde sich zu unserem Sonnensystem in einem Verhältnis, das auszusprechen man kaum wagen dürfe. Sie schaut es nicht nur in wissenschaftlicher Erkenntnis und Phantasie, sondern ist seit ihrer Kindheit in jenen himmlischen Kreisen derart realiter heimisch, als wandle sie persönlich um die Sonne — in einer Spirale, die sich immer weiter vom Zentrum entfernt und nach den äußeren Regionen hinkreist. Während der Körperlichkeit ein Gezogenwerden nach dem Mittelpunkt anhaftet, strebt sie als überwiegend geistige Natur nach der Peripherie, ja sie scheint geradezu geboren, um sich von dem Irdischen freizumachen. Zuerst die nächsten, dann die fernsten Räume durchdringend, fühlte sie von klein auf ihr inneres Selbst von einem Licht durchdrungen, gegen das auch das hellste Sonnenlicht nicht aufzukommen vermochte. Oft sah sie zwei Sonnen, neben der materiellen am Himmel eine zweite in sich, desgleichen zwei Monde. Dabei wandelte ihr äußerer Mensch, überall hilfreich, unaufhaltsam in großen und kleinen Dingen, wie ein Engel Gottes über die Erde. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht auch in ihrem inwendigen Leben bedeutete einen wohltätigen Ausgleich zwischen dem Zustand der Lichtüberfülle und dem der Gedämpftheit: in jenem ergab sie sich seliger Ruhe, in diesem treuester Erfüllung äußerer Pflichten. Wir hoffen, schließt Goethes Charakteristik, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserem Sonnensystem entfernen, sondern, an dessen Grenze gelangt, sich zurücksehnen werde, um zugunsten unserer Urenkel in die irdische Welt wieder einzugreifen. Hat Goethe mit dieser Gestalt eine poetische Märchenfigur schaffen wollen, die sich um naturgesetzliche Möglichkeit nicht zu kümmern braucht? Es war ihm um mehr zu tun; ein Symbol wagte er zu konkretisieren: das Symbol eines kosmischen Geschöpfes mit dem Organ der Wahrnehmung und des Miterlebens der Bewegungen im Kosmos. Hielt er für glaublich, daß dämonische Naturen eine Einwirkung auf die Elemente üben, so mußte ihm das bloße Nacherleben kosmischer Lebensvorgänge erst recht keine Denkschwierigkeit bereiten. In diesem Sinn läßt er den mathematischen Astronomen in Makariens Diensten im Blick auf diese ausrufen: „Nun, warum sollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarsphäre, ein geistiges Räderwerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigene Weise zu folgen imstande wäre?“ Keine übernatürliche Wunderfee, sondern eine beseelte Uhr zur Kontrolle kosmischer Bewegungen, also durchaus ein Geschöpf im Bereich der Natur, soll Goethes Makarie sein.

5. Ewigkeit

> So im Kleinen ewig wie im Großen
> Wirkt Natur, wirkt Menschengeist.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. In diesem Faust-Schluß soll das Erdgeschehen wahrhaftig nicht auf die Stufe des Todgeweihten herabsinken. Trotz aller Unzulänglichkeit „ereignet“ sich im Irdischen das Hinaufgezogenwerden durch die göttliche Liebe, das Ewig-Weibliche, und im faustischen Schicksal versinnbildlicht sich das „Unbeschreibliche“ dieses Prozesses. Das „Vergängliche“ endet nicht, steht in keinem Artgegensatz zur Dauerexistenz, es dringt zum Leben empor.

---

[9]) Siehe Nr. 4, Sp. 158.

[10]) Trotz Max Seiling, Goethe und der Okkultismus (1901), der in ungenügender begrifflicher Schärfe es als Okkultismus deutet, wenn Goethe von unbegreiflichen und unerklärbaren geistigen Wirkungen redet, auch die Prevorst-Stelle (siehe oben) unterschlägt.

[11]) Zu Eckermann am 10. Februar 1829.

[12]) Geschichte der Farbenlehre 1810.

[13]) Zu Eckermann 7. Oktober 1827.

[14]) Eckermann am 13. November 1823 (Gespräch mit Kammerdiener Sutor).

[15]) Dichtung und Wahrheit, Buch 11.

[16]) Dichtung und Wahrheit, Buch 1.

[17]) Siehe Anmerkung 13.

[18]) Brief an Lavater vom 14. November 1781.

[19]) Maximen und Reflexionen IV.

[20]) Am 10. Februar 1830.

[21]) Buch III, Kap. 15.

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in Allen.
Am Sein erhalte dich beglückt! [1])

Gerade am Symbolcharakter erhellt sich die Wesensart des Irdischen. Sofern sie Göttliches abspiegeln, Ewiges durch sie hindurchflutet, sind die Reiche der Natur und des Menschengeistes selbst mit Ewigkeitsart behaftet. Als symbolische Gestaltungen des göttlichen Geistes sind sie selbst etwas Göttliches. Daher ist im Großen wie im Kleinen ihr Wirken ein ewiges zu nennen. Aeußerlich muß sich Erdgebundenes auflösen. Stoffe zerfallen; neue Gestaltung bildet sich. Veränderlichkeit ist das Gesetz, das über der Schöpfung waltet. Nur von Veränderung, nicht eigentlich von Vergänglichkeit, kann die Rede sein, so daß die Natur Anspruch auf das Prädikat Ewigkeit erhebt. Und zugleich gewinnt dieser Begriff einen über die Dauerexistenz hinausgreifenden, einen dynamischen Sinn.[2]) „Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges." [3]) Es ist einem denkenden Wesen unmöglich, ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens sich vorzustellen.[4]) Ewig wirkt Natur.

Was sich in den „ewigen, ehernen, großen Gesetzen" der Natur [5]) als Fortdauer manifestiert, heißt für den bewußten Menschengeist Unsterblichkeit. Am Glauben daran hat Goethe durch sein ganzes Leben hin festgehalten. Der 23jährige beschreibt in einer Rezension [6]) als das Ziel der Seele: dort der Gemeinschaft Gottes, dem Wohnplatz der Vollkommenheit, dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. Für die gleiche Zeit bezeugt Kestner, trotz Abweichung von der herkömmlichen Theologie glaube der junge Dichter ein künftiges Leben mit einem besseren Zustand [7]). Im Jahre 1781 bekennt ein Brief an Knebel [8]) als Artikel seines Glaubens: „daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand der höheren Stufe eines folgenden fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewiglich;" und drei Jahre später erwähnt Karoline Herder,[9]) Goethe habe in einer Mondnacht vom Zustand der Seele nach dem Tod erzählt — freilich „nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten". Der reife Mann sprach nach Heinrich Vossens Zeugnis [10]) in unbeschreiblicher Bewegtheit von der Unsterblichkeit, und im „Feierlichen Andenken an die Herzogin Amalie" (April 1807) vom Hinscheiden edler Naturen in höhere Regionen, von wo sie uns gleich Sternen, richtungweisend auf stürmischer Fahrt, entgegenleuchten als Vollendete, Selige. An Wielands Begräbnistag, dem 25. Januar 1813, führte er mit Falk jenes schon mehrfach zitierte große Gespräch, in dem er sich auch über die Unsterblichkeitsfrage umfassend äußerte. Die Gräfin Stolberg hatte in ihrem Bekehrungsbrief geschrieben: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gern finden läßt; glauben Sie auch an den, an den wir unser Leben lang glaubten!" Der Greis antwortete: „In unseres Vaters Reich sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für uns beide gesorgt sein. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue!" [11]) Der Vorblick auf den eigenen Tod ließ den 75jährigen in völliger Ruhe; er hegte die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen von ganz unzerstörbarer Natur sei, ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit — der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.[12]) Auch der Zweifel des sonst geschätzten Rationalisten Paulus konnte ihn nicht irremachen. „Was weiß er denn davon?" [13])

Freilich jeden philosophischen Nachweis der Unsterblichkeit hat Goethe abgelehnt. Vollends aus einer Legende — gemeint ist die Auferstehung Jesu — darf er nicht hergenommen werden. Das ewige Leben sollte auch nicht Gegenstand täglicher Betrachtung sein! Wohl bejahte er Lorenzo von Medicis Wort, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot seien, die kein anderes hoffen. Aber die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen eigne sich im Grunde nur für vornehme Nichtstuer und Frauenzimmer, die viel Zeit haben. Ein tüchtiger Mensch dagegen, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen. Am unausstehlichsten sind Goethe die sich auf ihre Unsterblichkeitsaussicht etwas einbildenden Frömmler, deren keinem er drüben begegnen möchte. Sie würden vielleicht sich um ihn scharen und sagen: haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorher gesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.[14])

Der Menschengeist trägt den Beweis ewiger Fortdauer in sich. Er resultiert aus dem Begriff der Tätigkeit. „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." [15]) Er persönlich wüßte nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Doch dafür werde wohl gesorgt sein: wir dürften nur Planeten und Sonnen anblicken — da wird es genug Nüsse zu knacken geben.[16]) Hier scheint der Dichter an ein Fortleben auf anderen Gestirnen zu denken.[17]) In der Hoffnung auf künftige intellektuelle Aufgaben dokumentiert sich das Selbstbewußtsein des schaffenden Geistes, der in Gewißheit eigenen Wertes sein Weiterleben geradezu fordert. Vom Untergang so hoher Seelenkräfte, wie sie ein Wieland besessen, könne in der Natur unter keinen Umständen die Rede sein. „So verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie." [18])

Goethes Unsterblichkeitsglaube gehört durchaus in den Rahmen seiner Naturreligion. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft bildet die Basis. Leibnizens Monadenlehre, zusammen mit dem aristotelischen Begriff der Entelechie[18a]), hat die Darstellungsformen geliefert. Es gibt unter den Monaden als letzten Urbestandteilen aller Wesen und Anfangspunkten aller Naturerscheinungen eine Rangordnung: die einen sind so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens zu einem untergeordneten Dasein und Dienst eignen; die anderen sind stark und gewaltig, reißen daher alles, was ihnen naht, an sich und zwingen es als Teile und Glieder eines Leibes in ihren Dienst. Im Moment des Todes entläßt solche regierende Hauptmonas die bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes. Sie selbst aber ist von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit selbst im Moment der Auflösung nicht einstellt; sie scheidet nur aus den alten Verhältnissen, um sofort wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die in der einzelnen Monade enthaltene Intention sei. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, eines Fisches usw. trennt ein gewaltiger Unterschied. Jede Monade geht, wohin sie gehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, deutet auf ihre zukünftige Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; allerdings aber besteht die Gefahr, von irgend einer mächtigen und dabei ge-

---

[1]) Vermächtnis 1829.
[2]) Vgl. Werner Schultz, Zeit und Ewigkeit in der Weltanschauung Goethes (Zeitschr. f. Theol. u. Kirche, 1928, Heft 4).
[3]) Zu v. Müller 15. Mai 1822.
[4]) Zu v. Müller 19. Oktober 1823.
[5]) Jede Pflanze verkündigt dir nun die ew'gen Gesetze. (Metamorphose der Pflanzen, 1790).
[6]) Zu Münter, Bekehrungsgeschichte Struensees, 1772.
[7]) Mai/Juni 1772; 10. Sept. (Versprechen gegenseitiger Benachrichtigung aus dem Jenseits mit Kestner und Lotte).
[8]) Vom 3. Dez. 1781.
[9]) Brief an Knebel vom 27. Sept. 1784.
[10]) 29. März/8. April. Vgl. CW Nr. 1 Sp. 13.
[11]) 17. April 1823.
[12]) Zu Eckermann 2. Mai 1824.
[13]) Zu Frhr. von und zu Steinfurt 3. Okt. 1829.
[14]) Zu Eckermann am 25. Febr. 1824.
[15]) Zu Eckermann am 4. Febr. 1829.
[16]) Zu Kanzler Müller 26. Januar 1825.
[17]) Vgl. die zu Freifrau v. Egloffstein am 29. April 1818 geäußerte Ueberzeugung, daß wir Bürger jener Welten seien, die geheimnisvoll über uns leuchten, und einst dahin zurückkehren würden.
[18]) Zu Falk a. a. O.
[18a]) D. i. der in sich vollendeten Tätigkeit.

meinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden.

Der ewige Weltprozeß — der stete Wechsel zwischen Systole und Diastole[19]) — vollzieht sich auch im Leben der Einzelseele. Der Seelenkern umgibt sich mit einer Hülle — das ist die Geburt; er wirft sie ab — das ist der Tod. Aber die Seele lebt dauernd. Und unaufhörlich vollzieht sich jener Wechsel.

Des Menschen Seele — Ewig wechselnd.
Gleicht dem Wasser: — Seele des Menschen
Vom Himmel kommt es, — Wie gleichst du dem Wasser,
Zum Himmel steigt es — Schicksal des Menschen
Und wieder nieder — Wie gleichst du dem Wind![20])
Zur Erde muß es,

Das Ich ist auf unendlichem Weg begriffen, durch immer neue Umhüllungen hindurch; aber immer wieder werden sie abgestreift. So verbindet sich mit dem Unsterblichkeitsglauben die Idee einer Seelenwanderung. Die seltene Macht der ein Jahrzehnt älteren Frau v. Stein über sein Gemüt hat sich Goethe damit erklärt.[21]) Das letzte Mal habe er unter Kaiser Hadrian gelebt; doch er ist gewiß, schon tausendmal dagewesen zu sein, und hofft noch tausendmal wiederzukommen. Wohl verspüren wir zuweilen einen ins Dunkle fallenden Blitz der Erinnerung; im allgemeinen aber waren wohl die von uns früher durchgangenen Zustände dieses Planeten zu unbedeutend, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer Erinnerung wert gewesen wäre. Und aufwärts, immer höher führt der Weg der edlen Seele.

Ich würde mich wenig wundern, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe, wie er mit seinem lieblichen Licht alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe — wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut.

Dem niederen Weltgesindel freilich, dem Monadenpack, ist solcher Weg nicht beschieden. Ihm winkt keine Unsterblichkeit. Wohl kann die Natur die Entelechie nicht entbehren. Aber um künftig sich als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein. Die Menschen sind nicht auf gleiche Weise unsterblich.[22])

6. Wesen und Eigenart der goethischen Religion

Aus den Reihen der dialektischen Theologie ist das Votum laut geworden, Goethes Religion sei nicht eine in sich geschlossene Anschauung, Erkenntnis, Erfahrung neben sonstigen Religionstypen, sondern eine Art Randbemerkung zu den anderen Religionen.[1]) Dies Urteil muß zurückgewiesen werden. Wer Frömmigkeit nicht nur da zu sehen vermag, wo der seines radikalen Unwerts bewußte Mensch sich im Glaubensgehorsam unter das Gericht des „Wortes Gottes" beugt, wird es als mindestens einseitig empfinden. Aber es ist historisch überhaupt nicht haltbar. Nachdem wir an der Hand unseres Leitspruches das Ganze der goethischen Religiosität durchdacht haben, stehen wir unter dem Eindruck einer inneren Geschlossenheit seiner Anschauungen von überwältigender Wucht.

„Randbemerkungen" — gewiß, er hat sie gemacht, wie ein temperamentvoller Leser sie sofort ins gebrauchte Buchexemplar schreibt oder ein korrigierender Lehrer zu pädagogischem Zweck in die Aufsatzhefte einträgt. Wenn Goethe in seinen alten Tagen zufällig von der „Sekte der Hypsistarier" erfuhr und mit Freuden ihr Prinzip als zeitlebens befolgte eigene Tendenz empfand,[2]) oder wenn er, selbst der Aufklärung entschieden zugetan, dieser Epoche zu bedenken gab, sie genüge mehr dem einzelnen wohlbegabten Menschen als ganzen Völkern,[3]) so klingt das in der Tat wie Randbemerkungen. Müssen nicht solche geradezu erwartet werden bei einem Mann, der von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der er sich völlig hätte bekennen mögen, und der, ohne Proselyten machen zu wollen, das Liebewerk des Dichters, edlen Seelen vorzufühlen, als wünschenswertesten Beruf erklärte?[4])

Allein es mutet uns schon alles Widersprechende, was er über das Christentum und die eigene Stellung zu ihm ausgesagt hat, keineswegs als bloße Randbemerkung an. Lächelnd erwiderte er dem Engländer, der den Zeitpunkt „berechnet" hatte, bis zu dem die christliche Religion noch bestehen werde: „Das Christentum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: des Herrn Wort bleibt ewiglich."[5]) In zwei neutestamentlichen Figuren — dem Hauptmann von Kapernaum als Repräsentanten der unmittelbare Hilfe Erwartenden und in Magdalena als Symbol der reuigen Menschheit — sah er den „Inbegriff des Christentums" enthalten.[6]) Er tadelte an Hegel, daß er die christliche Religion in die Philosophie hereingezogen, die doch nichts darin zu tun habe. Sie ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.[7]) Und doch hat Goethe sich nicht nur im Brief an Lavater[8]) als „dezidierten Nichtchristen" hingestellt, nicht nur in seiner antikisierenden Periode grimmiger Abneigung Worte geliehen,[9]) sondern noch in der Epoche seiner Vollendung die Selbstbezeichnung als „alten Heiden" im Munde geführt[10]) und zum Philologen Hand in Jena mit inniger Geste die Worte gesprochen: „Wir wollen Heiden bleiben. Es lebe das Heidentum!"[11])

Nicht nur von jeder forcierten Betonung der Christlichkeit abgestoßen,[12]) ließ er über die gesamte Kirchengeschichte, diesen „Mischmasch von Irrtum und Gewalt", keine Gnade walten; infolge jener apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon in den ersten Jahrhunderten überschwemmt wurden und an denen unser Kanon noch jetzt leidet, konnte das Christentum in keinem Moment der politischen oder Kirchengeschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten.[13]) Ja sogar die Apostel und Heiligen sind nicht bessere Kerls als solche Burschen wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen. Selbst Christus bleibt ihm immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen.[14]) Wohl fühlt Goethe in den Evangelien von der Person Christi den Abglanz einer Hoheit ausgehen, die so göttlicher Art sei, wie nur je auf Erden das Göttliche erschien. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich

---

19) Vgl. CW 2, Sp. 69 f.
20) Gesang der Geister über den Wassern, 1779.
21) Warum gabst du uns die tiefen Blicke? 1776.
22) Zu Eckermann am 1. September 1829.
1) So W. Loew, Goethe als religiöser Charakter, 1924.
2) An Boisserée, 20. März 1831.
3) Geistesepochen, nach Hermanns neuesten Mitteilungen, 1817.
4) Vermächtnis 1829.
5) Gespräch mit C. F. John am 2. Mai 1812.
6) Zu Eckermann 16. März 1830.
7) Zu Eckermann 4. Februar 1829.
8) Vom 29. Juli 1782.
9) Vgl. Die Braut von Korinth, 1797.
10) Brief an Jacobi vom 11. Januar 1808; Gespräch mit Frhr. v. Steinfurt 3. Oktober 1829.
11) Juli 1817. Biedermann a. a. O. II, S. 396.
12) Bald sprach ihm G. H. v. Schubert zu laut seine christliche Gesinnung aus (nach Graf Platens Bericht vom Dezember 1808; siehe Biedermann II, S. 15). Bald wies er als Theaterleiter Dramen wie Klingemanns „Moses" und „Luther" wegen ihrer religiösen Tendenz von der Aufführung zurück: „Ich rieche schon das Christentum" (Biedermann II, S. 387). Bald freute er sich, daß es unter den weimarischen Gelehrten mehr Heiden als Neuchristen (Erweckte) gebe (Januar 1809, Biedermann II, S. 18). Fest stand sein Urteil über Lavater: „Er belog sich und andere." (Zu Eckermann 17. Februar 1829.) Die neue frömmelnde Unkunst erschien ihm als eine Seuche (an Boisserée 27. September 1816). Ueberhaupt waren ihm die Frömmler „von jeher verwünscht, die Berliner durchaus verflucht." (An Zelter 31. Oktober 1831.)
13) Maximen und Reflexionen VII.
14) Zu v. Müller am 8. Juni 1830.

vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit." Aber als vermute er, daß Niemand einen solchen Ausspruch von ihm erwarte, fährt er in gleichem Atem fort: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten." [15]) Zum Kanzler tat er den Ausspruch: „Wer ist denn heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht" [16]), und er pries, wie sich Ottilie erinnerte, Christi Herrlichkeit immer ernster, immer feuriger, mit wachsender Rührung, bis er in einen Tränenstrom ausbrechend hinausging.[17]) Aber er hätte auch damals noch den Vorwurf gegen Lavater wiederholt, daß dieser dem tausendfachen Geflügel unter dem Himmel alle köstlichen Federn ausrupfe, um seinen Paradiesvogel allein damit zu schmücken.[18])

Christi Kreuz, „das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne", auszugraben und aufzupflanzen, war ein Werk, so recht für eine bigotte Kaiserinmutter — wir sollten uns schämen, ihre Schleppe zu tragen.[19]) Der Aelteste der pädagogischen Provinz [20]) hält es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang. Andererseits verstand auch Goethe als Dichter das Kreuz zu schmücken [21]); er durfte Zelter auf sein Stanzengedicht von 1784, „Die Geheimnisse", verweisen und motivierte das Schleierziehen über Christi Leiden mit dem hohen Grad der Verehrung, die es verbiete, mit diesen tiefen Geheimnissen, in denen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liege, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint.[22])

Durchdenkt man alle diese Divergenzen der Gestimmtheit, gelangt man schließlich doch zu einer inneren Einheitlichkeit der Prinzipien, aus denen Bejahung wie Negation hervorgingen. Es war bei Goethe ähnlich wie bei Lessing,[23]) der sich zur Wehr setzte, wenn man das Christentum bestritt, aber skeptisch wurde, wo man es geflissentlich pries.

Ein Gleiches gilt von Goethes Urteilen über den Katholizismus, die bei allem Verständnis seiner Symbole [24]) und trotz der Verwendung der scharf umrissenen kirchlichen Figuren und Vorstellungen im Faust-Schluß,[25]) dem päpstlichen Kammerherrn Engelbert Lorenz Fischer doch noch keinesfalls das Recht gaben, Goethe (1905) für das katholische Christentum zu requirieren. Der Konvertit Zacharias Werner durfte seine Schwelle nicht wieder betreten.[26]) Dasselbe — innere Einheit trotz scheinbarer Widersprüche — charakterisiert Goethes Urteile über Luther, den er wesentlich als Befreier von den Fesseln geistiger Borniertheit und Mutmacher sah, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen,[27]) und über die Reformation, an der ihm nichts interessant als Luthers Charakter, alles Uebrige als ein verworrener Handel erschien, wie er uns noch täglich zur Last falle.[28])

[15]) Zu Eckermann 11. März 1832.
[16]) 7. April 1830.
[17]) Biedermann a. a. O. IV S. 461. Vgl. den Eindruck der Schwiegertochter, Niemand habe je der Erfüllung der Lehre Jesu mehr nachgestrebt als er: wie war sein Handeln echt christlich, fromm und mild, vergebend, wohltätig, stets für Andere wirkend! (Ebenda.)
[18]) An Lavater 22. Juni 1781.
[19]) An Zelter 9. Juni 1831.
[20]) Wanderjahre II, 2.
[21]) An Zelter 27. Januar 1832. Gedacht ist an die Strophe:
Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht usw.
[22]) = Anmerkung 20.
[23]) Bibliolatrie 1778.
[24]) Vgl. Spalte 259 f.
[25]) Zu Eckermann, 6. Juni 1831.
[26]) Biedermann a. a. O. II S. 262; ebenso ablehnend lautete sein Urteil über Adam Müller (Biedermann II S. 363), Friedr. Schlegel (an Graf Reinhard, 22. Juni 1808), Stolberg (Bied. IV S. 174).
[27]) Zu Eckermann 11. März 1832.
[28]) Zu Riemer am 22. August 1817.

Erst recht zeigt sich die innere Geschlossenheit seiner Religiosität, wenn wir Goethe auf seinem religiösen Entwicklungsgang begleiten. Von einer pietistischen Periode sollte ernsthaft [29]) nicht mehr die Rede sein — weder bei seiner Mutter, die mehr zum Zeitvertreib denn aus innerstem Bedürfnis in frommem Zirkel verkehrte, noch bei dem Sohn selbst, der um ihrer lebendigen, kraftvollen Eigenart willen von den Herrnhutern und Gestalten wie Gottfried Arnold oder Jung-Stilling eine Zeitlang angezogen worden, aber trotz der Versuche, in der „lieben Heilands"-Sprache zu reden, von den Pietisten nicht für voll genommen wurde [30]) und die innere Welt der schönen Seele (6. Buch der Lehrjahre) aus den edelsten Täuschungen herleitete.[31])

Im Wesentlichen teilte er die religiösen Anschauungen der neologischen Aufklärung [32]): ihre Dogmenkritik [33]), ihre Freude an der nicht inspiriert gedachten Bibel, ihren lebendigen Vernunftbegriff gegenüber dem bloß verstandesmäßigen [34]), ihren Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit, ihren Zug zur Toleranz [35]), ihre maßvolle Art. Radikalen Aufklärern wie Bahrdt konnte er scharf entgegentreten.

Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren . . . so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.[36])

Den reinen Rationalisten,[37]) die in Röhr und Paulus ihm entgegentraten, war er sehr gewogen, aber er blieb ihren Umdeutungsversuchen von Dogmen und Wundern fern und bedauerte, daß durch Schellings zweizüngelnde Ausdrücke die rationelle Theologie um ein halbes Säkulum zurückgebracht worden sei.[38]) Der gemein-aufklärerische Standpunkt, der sich vom überlieferten Christentum aneignete, was er für sittliche Kultur und persönliche Stärkung brauchen konnte,[39]) und über das Christentum der Worte und des Glaubens zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat hinausstrebte,[40]) war auch der seine.

In diesem klaren Auswahlprinzip gegenüber dem christlichen Erbe, das in der Bildung eines „Christentums für den Privatgebrauch" [41]) schon 1774 sich auswirkte, während keines von seinen Gedichten im lutherischen Gesangbuch stehen könne,[42]) wie in der Synthese des christlichen Ethos mit heidnischer Natur-(Sonnen-)verehrung, für die gleichfalls das letzte Gespräch mit Eckermann charakteristisch war, liegt entschieden mehr als die Züge einer Religion der Randbemerkungen. Eine solche würde nur von den anderen Religionen leben. Hier aber war Eigenwuchs und Eigenkraft, bluthafte Erfülltheit von dem Urlicht der Liebe, das durch Natur und Menschengeist leuchtet, und darum schweigende Ehrfurcht vor der Gottheit. Der Leipziger Schriftsteller Friedrich Rochlitz beschloß ein längeres und eindringliches, im Hin- und Hergehen geführtes Gespräch: [43]) „Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut

[29]) Zu wichtig nimmt sie auch H. v. Schubert, Goethes religiöse Jugendentwicklung 1926.
[30]) Dichtung und Wahrheit, Buch XV.
[31]) An Schiller, 18. März 1795.
[32]) Vgl. mein Buch, Die Theologie der Lessingzeit, 1929, S. 310.
[33]) An der Trinitätslehre (zu Eckermann 4. Januar 1824; zu v. Müller 19. Oktober 1823); an der Gottheit Christi (Brief des Pastors zu . . .); an dem Parusiegedanken (zu Eckermann 12. März 1828); an der Erbsünde (vgl. CW 3, Sp. 117 f.; 4, Sp. 156 f.).
[34]) CW 1, Sp. 16.
[35]) Biedermann a. a. O. IV S. 173.
[36]) Biedermann a. a. O. IV S. 471.
[37]) Biedermann a. a. O. III S. 219, IV S. 297, 323, 465, 504. Dazu: an Varnhagen 25. April 1830: Wir Weimaraner sind überglücklich im Land des reinen Rationalismus.
[38]) Zu v. Müller 22. April 1823.
[39]) Zu Eckermann 13. Februar 1831.
[40]) Zu Eckermann 11. März 1832.
[41]) Dichtung und Wahrheit, Buch XV.
[42]) Zu Eckermann 4. Januar 1827.
[43]) Am 6. (21.) Dezember 1813.

anerkennen." Da blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Ton: „Anerkennen? sie? Wer muß das nicht! Ich aber schweigend."

Kiel Karl Aner

Schuld und Strafe

Ein Nachwort zum Lübecker Aerzteprozeß.

1

Nach wochenlangen Verhandlungen ist der sogenannte Calmette-Prozeß in Lübeck mit einer Verurteilung der beiden hauptangeklagten Aerzte zu schweren Gefängnisstrafen zu Ende gegangen. Soweit ich sehe, hat dieses Urteil in der Oeffentlichkeit des Landes ziemlich allgemein Zustimmung und Beifall gefunden, und es ist deshalb vielleicht eine riskierte Sache, eine grundsätzlich abweichende Meinung zum Ausdruck zu bringen. Allerdings ist in den letzten Jahren meine Schätzung des öffentlichen Rechtsgefühls nahezu auf den Tiefpunkt gesunken. Denn es ist mir unbegreiflich, daß dieses öffentliche Rechtsgefühl sich zwar über die Fälle Sacco und Vanzetti und Jakubowski heftig erregt hat, — was ich keineswegs tadeln möchte, — aber die furchtbaren Greuel in Rußland fortgesetzt mit einer erstaunlichen Gelassenheit hinnimmt. Nun handelt es sich bei dem Lübecker Urteil ja glücklicherweise nicht um einen Justizmord. Die Angeklagten sind nur zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Dafür handelt es sich um zwei Männer, deren Leben und Wirken bis zu dem Tage, da sie das entsetzliche Unglück traf, makellos und ehrenwert verlaufen ist, und die ins Gefängnis zu schicken, wie in der Verkündigung des Gerichtes selbst betont ist, den Richtern einen schweren Entschluß gekostet hat. Und noch mehr: Es kann keine Rede davon sein, daß das Urteil durch irgendwelche politischen, Klassen- oder Rassenvorurteile beeinflußt wäre; es ist zweifellos nach bestem Wissen und Gewissen gefällt. Und doch meine ich, daß an diesem Urteil etwas dran ist, was wenigstens die Christen im Lande, und nur für diese schreibe ich, auf das tiefste beunruhigen müßte. Es scheint mir, daß in diesem Urteil entscheidende Wahrheiten des christlichen Glaubens verletzt sind, daß hier eine Strafe verhängt wurde, zu der nach christlichem Glauben, für Menschen, die sich an das Evangelium gebunden wissen, kein Recht bestand. Ich bin nicht der Meinung, damit einer individuellen Meinung Ausdruck zu geben. Vielmehr, jeder, der seinen Luther kennt, müßte zu demselben Ergebnis gelangen und aus christlichem Gewissen Einspruch erheben und den Versuch machen, die öffentliche Meinung für die Einsicht in den Irrtum dieses Urteils zu gewinnen.

Was heißt das eigentlich: Der Mensch ist an etwas schuld? Wir finden in der Heiligen Schrift auf diese Frage eine ganz eindeutige Antwort. Des Menschen Schuld ist niemals etwas anderes, als sein Unglaube oder, was dasselbe ist, sein Ungehorsam gegen Gott. Der Mensch kann nur gegen Gott schuldig werden. Er kann natürlich an Menschen gegen Gott schuldig werden, aber auch an Tieren oder an seinem eigenen Leibe. Schuldig wird der Mensch, indem er Gottes Gebot, so wie es ihm in seiner gegenwärtigen augenblicklichen Lage gesagt ist, wie er es weiß, „hört und doch nicht hört", indem er tut, als ob er es nicht wisse, damit marktet und handelt, es in den Wind schlägt und nun entweder dagegen handelt oder ein Handeln danach unterläßt. Das ist Schuld im Sinne der Heiligen Schrift, etwas andres als Sünde und Unrecht. Der Mensch tut viel Sünde ohne Schuld, er übertritt und unterläßt wohl hundertfältig Gottes Gesetze ohne Schuld, ohne Wissen und Wollen; er tut viel Törichtes, Irriges, Schädliches und unterläßt viel Gutes, Dienliches, Heilsames ohne Schuld. Dafür macht ihn Gott nicht verantwortlich; diese Sünde rechnet ihm Gott nicht zu. Er rechnet ihm nur die Tat zu, die er wissend getan hat, in der er sich als Feind Gottes, als ungehorsam erweist; nur die Tat und Unterlassung, von der ihm gesagt war, daß sie wider Gottes Gebot sei. Hierin liegt es, daß die Sünde eines Christen unendlich viel schwerer wiegt als die Sünde eines Heiden, denn ihm ist es auf die allernachdrücklichste und eindringlichste Weise gesagt worden, „was der Herr von ihm fordert". Je mehr einer in der Erkenntnis Gottes wächst und reift, und, was dasselbe ist, in der Erkenntnis seines lieben Sohnes, desto schwerer wird die Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen.

Macht der Ungehorsam gegen Gott oder Unglaube die Schuld eines Menschen aus, so folgt daraus, daß Schuld eine Sache ist zwischen Gott und mir. Immer bleibe ich Gott etwas schuldig. Diesen Unglauben eines Menschen kennt niemand als Gott und er selbst, und auch er selbst nur dadurch, daß Gott die Macht hat, es ihm unwidersprechlich zu sagen. Ob ein andrer Mensch ungehorsam ist, weiß der Dritte, der Zuschauer, niemals mit Sicherheit. Dazu müßte er Herz und Nieren erforschen können, und das kann er nicht. Wohl gibt es für den Dritten, für den Bruder, den Richter, den Freund, Kennzeichen des Glaubens eines Menschen, nämlich sein Wort und sein echtes, nicht bloß in der Feier dargestelltes Sakrament, — die Tat. Das Wort und die Liebestat des andern, durch das unser eigner Glaube geweckt und gestärkt wird, ist sicherlich aus dem Glauben. Wer könnte auch zweifeln, daß ein Licht brennt, wenn er durch dieses Licht erleuchtet und erwärmt wird? So wollen wir uns das Recht, an den Glauben des Abraham und des Mose, an den Glauben Jesu und seiner Apostel, an den Glauben des Franziskus und Luthers usw. zu glauben, nicht verkümmern lassen, sondern sie getrost und zuversichtlich als Gläubige preisen und ehren. Gibt es auch sichere Zeichen des Unglaubens für den Zuschauer? Ich möchte das nicht ganz bestreiten. An dem Flackern des Blickes, an dem Zittern oder Verstummen der Stimme, an der Färbung des Tonfalles, an der Scheu, die Augen aufzuheben, an dem Schwanken der Hand, an der Häufung von Gründen und Rechtfertigungen vermögen wir wohl etwas von der Unsicherheit und dem Kampf in der Brust zwischen Gottes Gebot und bösem Eigenwillen zu erkennen. (Ev. Marci 3, 4—5.) Keinem Vater will ich das Recht bestreiten, im persönlichen Verkehr mit seinem Kinde ihm auf den Kopf zuzusagen: Du bist ungehorsam, du tust wider Gottes Gebot; und gewöhnlich wird wohl der Angesprochene solchem Spruch rechtgeben müssen.

Aber es sind unsichere Kennzeichen, und sie können in die Irre führen. Nehmen wir die Szene im Tempel, wo der Pharisäer und der Zöllner steht. Müßte nicht ein Zuschauer aus dem ganzen Gebaren des Zöllners den Eindruck haben, daß da ein Mann des bösen Gewissens steht, und aus dem Gebaren des Pharisäers den Eindruck eines guten Gewissens und des Bewußtseins, im Gehorsam zu stehen? Und doch war es umgekehrt: der Zöllner war gehorsam und der Pharisäer war ungehorsam! Denn bei alledem kommt eben auch Temperament und Erziehung, die menschliche Individualität und die menschliche Schwäche in Betracht. Es bleibt dabei, daß es nicht geraten ist, einen Menschen schuldig zu sprechen und als Ungläubigen zu verdammen. Ich möchte mir lieber die Zunge abbeißen, ehe ich über einen Menschen das Urteil fällte, er handle aus Ungehorsam. Denn ich weiß zu genau, daß in unzähligen Fällen Menschen, bei denen die ganze Umgebung in dem Urteil übereinstimmte, ihr Handeln stamme aus Ungehorsam, in Wahrheit aus einem in Gott gebundenen Gewissen handelten, und daß die Zuschauer irrten. Irrten denn die Hohenpriester und Schriftgelehrten nicht, als sie Jesus als Gotteslästerer verdammten? Irrten denn Kardinäle und kaiserliche Räte nicht, als sie Luther in Worms als einen Feind des Weinberges Christi verwarfen? Ich glaube, kein evangelischer Christ darf davon weichen: eine menschliche Handlung aus Unglaube und Ungehorsam herzuleiten, ist ein gefährliches und unheimliches Unterfangen. Das sollten wir Gott überlassen; er will es ihm selbst überlassen haben. „Die Rache ist mein, ich will vergelten." Und er wird den Schuldigen schon zu treffen wissen; zwischen ihm und dem Schuldigen wird kein Zweifel sein. Ihn wird der Schuldige nicht belügen können. Er, der Schuldige, weiß um seine Schuld, um seine Verantwortung, darum, daß er auf Gottes Anspruch nicht mit „Ja, ich will" geantwortet hat, sondern mit Nein oder Ausflucht. Ganz gewiß ist es aber der Tat selbst niemals anzusehen, ob sie aus Gehorsam stammt. Es kann eine Tat schreckliche Folgen haben, sie kann den Tod eines Menschen herbeiführen, Jammer und Herzeleid über viele bringen, und kann doch aus dem Glauben kommen.

2

Wenn es aber so ist, daß man einer Handlung des Menschen niemals mit Sicherheit anmerken kann, ob sie eine Tat des Unglaubens, d. h. eine Schuld gegen Gott ist, so ist damit alles Recht der Vergeltung radikal verneint. Wie könnten wir vergelten, was wir nicht erkennen? Es könnte ja sein, daß wir einen Menschen für eine Tat straften, die er tat, weil Gott es ihn geheißen hat, für eine Tat, die er tat im vollen freudigen Bewußtsein, damit ein Gebot Gottes zu erfüllen, und von der er fest überzeugt war, daß damit Gottes Willen gedient werde und Menschen Gutes und Heil erwiesen würde, wofür sie Gott von Herzen zu danken Grund hätten. Wohl, er hat damit geirrt, er hat fehlgegriffen, der Erfolg war ein ganz andrer. Aber der Erfolg des Menschen steht nun nicht in seiner Hand. Gebührt dem Bruder, der das Unglück gehabt hat, das schwerste Unglück, das einen Menschen treffen kann, ohne Wissen und Wollen, ja im Gegensatz gegen seine Absicht, andern Unglück gebracht zu haben, etwas anderes, als das tiefste Mitgefühl und erbarmende und tröstende Liebe? Hier wird ja der Mensch für etwas gestraft, was ein andrer, ein höherer Wille in seinen unbegreiflichen Ratschlüssen so gefügt hat, der, der sich vorbehalten hat, zum Wollen des Menschen das Vollbringen zu geben, der hundertfältig auch redlichem gutem Wollen den Erfolg versagt und der — das ist das Allerunbegreiflichste und Wunderbarste — hundertfältig auch aus bösem Willen Heil und Segen ersprießen läßt. Was machen wir denn in dem Augenblick, da wir einen andern Menschen für den Erfolg seiner Handlungen verantwortlich machen? Doch dies, daß wir den Glauben an Gott einfach ausschalten und vergessen, daß die tatsächlich eintretende Folge eines Handelns niemals Menschenwerk, sondern Gottes Fügung ist. Gegen wen richtet sich dann die vergeltende und rächende Handlung des Menschen, wenn nicht gegen Gott selbst? Und was ist das anders, als Auflehnung und Verweigerung des Gehorsams, sich unter Gottes gewaltige Hand zu beugen und seinen Willen geschehen zu lassen?

Es wird hier offenbar zweierlei verwechselt: Verursachung und Schuld. Die Einführung der Calmettefütterung oder -impfung in Lübeck ist die Ursache gewesen zu dem furchtbaren Säuglingssterben. Das ist unzweifelhaft richtig; ein solcher kausaler Zusammenhang ist festzustellen. Hätten die beiden Aerzte, die das Verfahren einführten, es nicht getan, so wären diese Kinder vielleicht heute noch am Leben. Das Handeln der Aerzte ist also die Ursache des Unheils, das so viel Jammer und Herzeleid über viele Familien der Stadt Lübeck gebracht hat. Aber ist es deshalb auch ihre Schuld? Nein, das ist es nicht. Sie, diese Männer, die ihr ganzes Leben dem Kampf gegen die Tuberkulose gewidmet haben, haben, als sie ein Mittel anwandten, über dessen Unschädlichkeit nach seiner Erprobung in hunderttausenden von Fällen allgemeine Uebereinstimmung herrschte und von dem sie hofften, es werde die damit behandelten Kinder vor Ansteckung und Erkrankung schützen, nichts andres getan als ihre Pflicht. Ich glaube nicht, daß irgend jemand wagen würde, zu behaupten, sie seien damit aus dem Gehorsam des Gebotes Gottes herausgetreten.

Was gibt dann überhaupt unter Christen, und nur für diese schreibe ich, das Recht, einen andern zu strafen, d. h. ihm an Leib und Leben Uebles zuzufügen, Böses mit Bösem zu vergelten? Ich verstehe dabei unter Christen Leute, die es wissen, daß Gott keine andre Gerechtigkeit will, als die Gerechtigkeit der Liebe, die Gerechtigkeit, mit der er selbst die Menschen behandelt, die nicht vernichtende, sondern helfende und bessernde Gerechtigkeit. Ich habe den Eindruck, daß diese Frage über der andern nach dem Rechte des Krieges ungebührlich in den Hintergrund geschoben wird, und daß es doch gerade diese Frage ist, die Antwort heischt, um der namenlosen Verherrlichung der Gewalt in unsrer Mitte zu wehren. Nun ist bekannt, und ich glaube wiederum nichts als die allgemein gültige Lehre der Kirche zu wiederholen, daß nach der Heiligen Schrift das Recht der Strafe, das Recht, einem Menschen an Leib und Leben Böses zuzufügen, keinem Christen als Christen gegeben ist, es sei denn, er habe dazu einen besondern Auftrag aus der Nächstenliebe, aus der Schutzpflicht für die ihm besonders anvertrauten Nächsten empfangen. Also hat nur der Amtsträger, nur die Obrigkeit, nur der von Gott ausdrücklich für bestimmte andere Menschen verantwortlich gemachte Christ ein Recht zur Strafe. Aber auch die Obrigkeit unter Christen, die Obrigkeit, wie sie in einem Volke sein soll, dem das Wort Gottes bekannt ist, hat doch nicht etwa ein Recht zu willkürlicher Gewaltanwendung und Strafe. Sie ist auch dabei gebunden an das Gebot der Liebe. Nur die Strafe, die sich aus der Liebe rechtfertigen läßt, kann unter Christen ertragen werden. Alle Strafe, die aus dem Durst nach Vergeltung, nach Sühne und Rache stammt, auch wenn sie von der Obrigkeit verhängt würde, ist ganz einfach widerchristlich und stellt den, der sie verhängt und vollführt, in das Gericht Gottes. Wohl, der einzelne Christ hat auch dann nicht das Recht, solches Böse der Obrigkeit mit Bösem zu vergelten, aber er hat die Pflicht, dagegen zu protestieren und den Versuch zu machen, die Obrigkeit zu einem andern, mit dem Gebot der Liebe übereinstimmenden Handeln zu bewegen.

Das heißt aber, alles Strafen muß als Erfüllung des Gebotes der Liebe begründet werden. Das ist nur auf dreierlei Weise möglich. Strafe hat ein Recht entweder als Mittel der Besserung, als Denkzettel; das ist die Strafe, deren Ort im Leben vor allem das Haus und die Schule, und deren Beauftragter der Träger der elterlichen Gewalt ist. Das Gericht kann sie höchstens auf den jugendlichen, noch erziehbaren Uebeltäter anwenden. Strafe hat ferner ein Recht als Mittel der Verhütung und Bewahrung. Dann ist sie Erfüllung des Liebesgebotes, zwar nicht gegenüber dem Uebeltäter, wohl aber gegenüber den andern, die vor ihm geschützt werden sollen. Sie setzt dann den Uebeltäter fest, schließt ihn ein und bewahrt ihn, um ihm damit für längere oder kürzere Zeit die Ausübung und Wiederholung schädlicher Handlungen unmöglich zu machen. Oder endlich, Strafe hat ein Recht als Abschreckungsmittel, um andere von Handlungen abzuschrecken, die dem Volke oder Einzelnen nach allgemeiner Meinung, die natürlich wechseln kann, schädlich sind. Dann wird die Bestrafung des einzelnen Uebeltäters benutzt, um recht eigentlich ein Exempel zu statuieren zur Warnung vor ähnlichen Taten oder Versäumnissen. Das sind aber auch die einzigen Gründe, aus denen die Strafe, also die Zufügung eines Uebels an Leib und Leben unter Christen gerechtfertigt werden kann.

3

Nun läßt sich die Bestrafung der Lübecker Aerzte unter keinem dieser Gesichtspunkte rechtfertigen. Eine Absicht der Besserung oder der Verwahrung kann hier überhaupt gar nicht in Frage kommen. Es handelt sich einzig und allein um die Abschreckungstheorie. Aber dann erhebt sich sofort die Frage: Wovon sollte denn durch diese Strafe abgeschreckt werden? Von der Anwendung eines Heilverfahrens, von dem die Aerzte überzeugt waren und überzeugt sein durften, daß es unschädlich sei, und von dem sie hofften, daß es den damit Behandelten einen Schutz bringen würde? Ich meine, wenn die Strafe davon abschrecken sollte, so könnte sie gerade die allerschrecklichsten Folgen haben. Denn jeder Arzt wird unzählige Male in der Lage sein, ebenso verfahren zu müssen, wenn er nicht seine Pflicht versäumen will. Wenn der Arzt für den Erfolg seiner Behandlung haftbar gemacht werden soll, so wird er dadurch verführt werden, der Seuche und Krankheit ihren Lauf zu lassen. Durch eine solche Abschreckung könnte jeder Fortschritt der Heilkunst unterbunden werden. Nehmen wir doch einmal folgenden Fall. Ein Arzt rät einem Patienten zur Heilung einer nervösen Depression oder eines hartnäckigen Bronchialkatarrhs eine Seereise an, und das Schiff mit dem Patienten geht unter. Der Arzt hat allerdings den Tod des Patienten verursacht. Gewiß, aber wird irgend ein Mensch ihn für diese unvorhergesehene und unvorhersehbare Folge der Kur verantwortlich machen und strafen wollen? Oder, was dem Juristen noch näher liegen sollte: Ein Rechtsanwalt rät einem Klienten, in irgend einer Sache einen Prozeß anzustrengen, und sagt ihm, daß nach seinem Urteil der Prozeß gewonnen werden müsse, und der Prozeß geht dennoch ver-

loren. Der Verlust des Klienten ist freilich durch den Anwalt verursacht, aber trifft ihn eine Schuld? Doch nur dann, wenn er bei jenem Rat sich und den Klienten belogen hätte, wenn er ihm gesagt hätte, der Prozeß könne nicht verloren gehen, während er innerlich der Meinung war, daß es unsicher damit stehe. Genau so liegt der Fall der Lübecker Aerzte. Sie haben, soweit Menschen sehen können, nach bestem Wissen und Gewissen ein Heilverfahren eingeleitet, das Gesundheit bringen sollte; der Erfolg hat gegen sie gesprochen. Wo bleibt das Recht der Abschreckungsstrafe? Sie haben nichts getan, als was man wünschen müßte, daß jeder gewissenhafte und pflichteifrige Arzt es ebenso tun würde.

Nun hat freilich das Gericht die Verschuldung der Aerzte nicht aus der Einführung des Verfahrens selbst hergeleitet. Es hat gesagt: Das durften sie tun, dafür können sie nicht gestraft werden. Diese Anwendung des Calmetteverfahrens ist nichts, wovon abgeschreckt werden müßte. Das Gericht hat vielmehr die Versäumnis anders konstruiert. Nämlich einmal so: die Aerzte durften dies Verfahren nicht anwenden, ohne sich selbst persönlich noch einmal von der Unschädlichkeit des Impfstoffes durch Tierversuche zu überzeugen. Es ist nun aber mit einer Wahrscheinlichkeit von 100 000 zu 1 anzunehmen, daß wenn die Aerzte das getan hätten, sich auch in diesem Falle herausgestellt haben würde, was in hunderttausend bisher beobachteten Fällen festgestellt war, nämlich die Unschädlichkeit des Verfahrens. Auch heute noch, nach den traurigen Lübecker Erfahrungen, halten ja alle Sachverständigen an dieser Unschädlichkeit fest. Wieso das eine Fahrlässigkeit enthalten soll, wenn sich ein Arzt bei der Anwendung eines Heilmittels auf die von der Wissenschaft ganz allgemein und ausnahmslos festgestellte Unschädlichkeit verläßt, ist gar nicht zu verstehen. Man könnte dann ebensogut verlangen, daß jeder Arzt, der eine Serumspritze gibt, das Mittel erst noch einmal an einem Tier oder an sich selbst versuche. Es kann natürlich immer geschehen, daß sich die Wissenschaft irrt. Aber wenn diese Möglichkeit eines Irrtums hinreichen soll, um den Arzt haftbar zu machen, so muß wiederum gefragt werden, ob damit nicht die Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden, und ob man dem Arzt einen Vorwurf daraus machen kann, lieber zu trauen und zu wagen, als garnichts zu tun.

Endlich hat das Gericht, wohl im Bewußtsein, daß auch dieses vermeintliche Versäumnis nicht zur Begründung einer Strafe genüge, noch eine andre Fahrlässigkeit konstruiert. Es hat gesagt, der Lübecker Bakteriologe hätte niemals Emulsionen lebender Tuberkelbazillen in einem offenen Krankenhauslaboratorium herstellen dürfen, da damit die Möglichkeit einer Verwechslung mit andern Krankheitserregern gegeben sei. Er hätte als erfahrener Bakteriologe diese Gefahrenquelle erkennen und verschließen müssen. Aber wenn dieser Grund ausschlaggebend für die Bestrafung sein soll, so ist das Urteil auf einer reinen Hypothese aufgebaut, denn es ist auch nicht der Schatten eines Beweises dafür erbracht, daß, auf welche Weise und durch wen eine solche hypothetische Verwechslung stattgefunden hat. Die Aerzte sind ja auch nicht deshalb bestraft worden, weil eine Verwechslung stattgefunden hat, sondern weil sie die Möglichkeit einer Verwechslung nicht verhindert haben. Ich meine, daß dann eigentlich alle Apotheken im Deutschen Reich geschlossen werden müßten. Denn in allen Apotheken ist die Möglichkeit einer Verwechslung von schädlichen und unschädlichen Mitteln selbstverständlich immer gegeben. In der Konsequenz dieses Gedankens liegt, daß die Aerzte auch dann zu bestrafen gewesen wären, wenn jene Erkrankungen gar nicht eingetreten wären. Ich meine, es liegt auf der Hand, daß diese Fahrlässigkeit, eine Verwechslung, die garnicht nachgewiesen ist, nicht unmöglich gemacht zu haben, einfach postuliert ist. Es ist ein Grund gesucht worden, die Angeklagten zu bestrafen, weil man nicht den Mut aufbrachte, sie straflos zu lassen.

Weshalb ist er gesucht worden? Weshalb kam das Gericht nicht zu dem Schluß, die Angeklagten freizusprechen und festzustellen, daß in ihrem ganzen Verfahren nichts zu finden sei, von dem abgeschreckt werden müsse? Oder, daß sie zwar die Verursacher eines entsetzlichen Unglücks gewesen sind, aber unschuldig? Daß sie nichts getan, nichts unterlassen haben, soweit Menschen sehen, womit sie das Gebot der Liebe verletzt hätten? Daß sie also nicht Strafe verdienen, sondern vielmehr tiefstes Mitgefühl? Ja weshalb? Doch wohl deshalb, weil der rasende See ein Opfer verlangte, weil die Empörung und der Zorn der Lübecker Eltern eine Genugtuung forderte. Und hier ist nun eben der Punkt, wo das christliche Gewissen berührt wird. Diese Erregung ist gewiß rein menschlich wohl verständlich, aber es kann nicht davon abgegangen werden, daß sie vor dem Neuen Testament nicht besteht. Ich meine, das Gericht hätte als *christliche* weltliche Obrigkeit den Angeklagten bescheinigen müssen: Ihr habt nichts getan und nichts unterlassen, von dessen Wiederholung wir andre durch die Statuierung eines Exempels abschrecken müßten. Und die Christen im Lande haben nun die Pflicht, ihnen zu sagen: Wir halten euch für unschuldig. Wir trauern mit euch um dies namenlos schwere Schicksal, das euch geworden ist, unschuldige Urheber eines solchen Unglücks geworden zu sein, aber ihr seid uns Unglückliche und nicht Schuldige, Kreuzträger, aber nicht Uebeltäter. Und solche Teilnahme sind die Christen im Lande jenen Männern auch deshalb schuldig, weil nur der Erweis einer solchen Teilnahme sie davor bewahren kann, der Versuchung zu unterliegen, ihren Glauben wegzuwerfen.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Hermann Popert

† 5. Februar 1932

Die deutsche Nüchternheitsbewegung hat einen schweren Verlust erlitten. Was Hermann Popert uns war, weiß jeder, der unserer Sache, vor allem vor dem Krieg, schon nahestand. Popert war schon damals ein Volkserzieher, der in die Tiefe geführt und keinen Augenblick seinen Weitblick verleugnet hat. In Hamburg am 12. November 1871 als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte er dort das Gymnasium, studierte in Straßburg, Leipzig und München und ward Richter und Anwalt in seiner Heimatstadt. Reisen in die Schweiz, nach Norditalien, England und Skandinavien führten ihm reiche fremdländische Kenntnisse zu. 1909 ging er zur freien Schriftstellerei über; aus ihr kehrte er erst 1923 wieder in seine Richterlaufbahn zurück.

In diesen Schriftstellerjahren hörte man seinen Namen im Zusammenhang mit seinem Dichtwerk „Helmut Harringa“ oder seiner Zeitschrift „Der Vortrupp“. Mit beiden diente er seiner Lebensaufgabe, der Befreiung und der Rettung unseres deutschen Volkes vom Alkoholismus. Der Dürerbundsverlag hatte damals den „Harringa“ verlegt. Wie eine Bombe schlug er ein. Auflage auf Auflage häuften sich. Es war weithin in jenen Zeiten *das* Buch der Jugend schlechthin. Wie sollte er es auch nicht gewesen sein! Wir standen ja damals auf dem Anmarsch zum Hohen Meißner und ins Land einer noch nicht politisierten, auch nicht fanatisierten, aber für edle Art geschlossen begeisterte Jugendbewegung; einer Jugendbewegung, die sich Poperts Losung aneignete: „Kämpfer zu sein im Heere des Lichts!“ Tausende und Abertausende nahmen sie entflammt in ihr Leben auf. Dieser Jugend gehörte „Helmut Harringa“ und seine Schilderung aller der Jugend drohenden Gefahren. Nein, es war keine Tendenzschreiberei, es war hehre Kunst; ein Wurf war es mitten aus dem Leben heraus. Auf eine Million wurden dieser Tage die Leser geschätzt, die sich zu diesem Buch fanden, die sich in diesem Buch wiederfanden. Jedenfalls ist diese Zahl noch zu klein genommen. Denn in 315 000 Stück war das Buch 1928 nachweislich schon gedruckt. Und in wieviel Hände ging es jeweils! Als es vor kurzem der Verlag von Hesse und Becker in Leipzig unternahm, das Werk erneut auszugeben,*) da war es Vielen von einst eine freudige Ueberraschung und erwies sich auch für den heutigen Geschmack und für die heutige an so vielem irre gewordene Zeit dennoch „herrlich wie am ersten Tag“! So wird es seinen Weg auch nach Poperts Heimgang weiter gehen und seinen Namen unter uns und den Unsrigen erhalten.

*) Wohlfeile Ausgabe geh. 3, in Steifdecke 3.60, in Leinen 5 M.

Mit der Popertschen Zeitschrift, dem „Vortrupp", ging es leider anders. Vom 1. Januar 1912 bis 30. März 1921 hat sie gelebt. Besonders tief gingen die Aufsätze von Popert selber. In der Kriegszeit mußte er freilich den Decknamen „Fidelis" wählen, da sein tapferes Manneswort nicht nach Jedermanns Ohr war. Und doch: in wie vielem hatte er nur allzusehr das Richtige vorausgesehen! Diese „Zeitschrift für Menschentum" hat aber trotz der Kürze ihres Bestandes, gestützt durch den Vortrupp-Bund, ihre Sendung vollendet. Verschiedene Aufsätze wurden gesondert herausgegeben, die Popertschen zu großem Teil.

Nun sind alle ihre Herausgeber dahin. Popert ist der Letzte. Hans Paasche, der seltsame Kapitänleutnant, den Torheit und Bosheit erschossen, Barthning, der Hamburger Anwalt, zuletzt Popert selber. Aus dem engeren Kreis lebt nur noch Dr. Reinhard Kraut, heute auch schon ein Sechziger. Er leitet die Deutsche Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus in Berlin und ist als Schriftsteller und Uebersetzer aus dem Dänischen vielfach hervorgetreten. Die Jugend von heute hat andere und vermeintlich wichtigere Sorgen. So ists an uns Aelteren, die Reihen zu schließen und die Fahne weiter zu tragen, die Hermann Popert aus seinen treuen Händen entfallen ist.

Rinklingen Bruno Goldschmit

Der Teufel als Ausrede

1

In der Nachkriegstheologie ist es wieder Brauch geworden, viel vom Teufel zu reden. Zwar spricht und schreibt man meist nur von der „Dämonie" etwa des Krieges, des Alkoholismus, des Kapitalismus usw. — oder von den „dämonischen Mächten", die z. B. hinter der Gottlosenbewegung sich zeigten. Aber diese gelehrt klingenden Worte bedeuten doch, daß man das Böse, das man nicht anders begreifen kann oder will, als über- oder außermenschliche Gewalt ansieht. Man möchte die unheimliche Macht der Sünde über uns verkörpert und dadurch vertieft sehen. Kurzum, man glaubt wieder an den Widersacher Gottes, wie man an Gott glaubt. Man redet vom „Fürsten dieser Welt", wie Luther von ihm gesungen hat. Man ist nicht einmal so sehr weit davon entfernt, irgend einen politischen oder vielleicht auch theologischen Gegner als von dämonischen Mächten irregeführt anzusehen. Und es ist möglich, daß man darin wieder wie Luther eine gewisse Entschuldigung der Gegner zu sehen glaubt.

Wer aber diesem erneuerten Teufelsglauben des zwanzigsten Jahrhunderts zu widersprechen wagt, dem wird gelegentlich mit überlegenem Lächeln das Wort Goethes entgegengehalten: „Den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte" — womit dann der Skeptiker mit der höchsten menschlichen Autorität abgetan scheint, und der Dämonengläubige jedenfalls sich dem „Völkchen" hochüberlegen glaubt als Bekenner einer viel ernsthafteren, tieferen und schriftgemäßeren Frömmigkeit. Und doch scheint es mir höchste Zeit, von diesem Betonen des Dämonischen als von einer Gefahr für unsern Christenglauben zu reden.

2

Wie kann aber Gefahr für den Christenglauben sein, was doch im Wort Gottes so fest verankert scheint wie der Glaube an die dämonische Macht, an den Satan, den Teufel, den Fürsten dieser Welt, den Widersacher Gottes?

Im Alten Testament kommt freilich der Satan erst in den jüngeren Teilen der Schrift vor, die nach der Berührung des Judentums mit der persischen Religion entstanden sind. Das alte Israel, namentlich die Propheten, kannte nur Gott, den Herrn der Heerscharen, den Schöpfer und Erhalter der Welt, — aber kein anderes, dem Machtwillen Gottes entgegengesetztes böses Weltprinzip. Auch in Genesis 3 ist die Schlange, die Eva verführt hat, das listigste von allen Tieren, die Gott geschaffen hat, und darf nicht von Offenbarung 12, 9 aus dämonisiert werden. Erst aus der persischen Religion mit ihren zwei Weltkräften, Ahuramadzda und Angramainyu, drang im Judentum der Glaube an den Widersacher Gottes ein. An Stelle einer monistischen Religion, die nur einen Schöpfer und Herrn der Welt kannte, trat eine dualistische, die den Weltverlauf dramatisiert zu einem Kampf des Guten mit dem Bösen, Gottes mit dem Teufel. So ist der Glaube an den Teufel ein Stück fremd beeinflußten Judentums, liegt also nicht im israelitischen Prophetismus, der uns doch die eigentliche Gottesoffenbarung des Alten Testamentes ist.

Aber das Neue Testament? Jesus, Paulus, Johannes, Petrus, Jakobus und vor allem die Offenbarung bieten doch so viele Worte, aus denen der Glaube an die Realität dämonischer Mächte, an Gottes Widersacher, deutlich redet! Gewiß, in diesem Sinne gehört das Neue Testament und alle seine Verfasser, gehört auch Jesus selbst durchaus zum Judentum, in dessen Frömmigkeit der Böse, der Satan fest eingebürgert war. Und doch darf, wer als Christ diesem Glauben absagt, sich getrost an Jesu Seite wissen, und nur an seinen und unsern Vater glauben, den Teufel aber als ein Nichts achten, mag auch das Neue Testament noch so viel vom Satan reden.

Dreimal im Leben Jesu finden sich Worte des Herrn, die visionäre Art haben, die von direkter Offenbarung zeugen, ihn also besonders zum Vollender der prophetischen Religion machen. Das erste Mal bei der Taufe, da Jesus das Wort vernimmt: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" (Mark. 1, 11). Das zweite Mal aber bildet den Inhalt der Vision Jesu das Wort: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz" (Luk. 11, 18). Daran schließt sich der Jubel, daß Gott, der Herr Himmels und der Erde, solches den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen offenbart habe, und daß ihm, dem Sohne, der allein den Vater kenne, nun alles übergeben sei. — Die dritte visionäre Stelle ist die Verklärung (Matth. 9, 2—8).

Ein Blitz, der vom Himmel fällt, mag im Fallen Schaden tun; aber dann ist er dahin. So wird es erlaubt sein, das, was Jesus als den Sturz des Satans sah, samt dem folgenden Wort: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater" zu deuten als den Uebergang aus dem Dualismus des Judentums zum reinen Monotheismus des prophetischen Glaubens. Nun ist der Widersacher Gottes gestürzt und vernichtet. Gott allein waltet fortan und hat alle seine Macht seinem Sohne übergeben. Darum kann dieses Wort dem Christen trotz allen andern Schriftworten die Zuversicht zur alleinigen Herrschaft Gottes geben, der gegenüber keine zweite Macht, kein Widersacher mehr da ist. Der Teufelsglaube gehört nicht zum Christentum.

3

Ja, er ist für unsern Christenglauben gefährlich. Die Gefahr liegt darin, daß der Teufel zur Ausrede wird. Werden der Krieg, der Alkoholismus, der Kapitalismus und andre widergöttliche Dinge und Zustände als übermenschliche dämonische Verführungen und Beherrschungen angesehen, so heißt das doch so viel als: nicht wir Menschen allein haben diese Sünden begangen, sondern dunkle Mächte haben uns verführt. Sie sind daran schuld; auf sie können wir die Last der Verantwortung abwälzen. Wer von der unheimlichen Dämonie des Krieges spricht, nimmt damit an, daß die Menschennatur aus sich nicht zu so furchtbarem Massenmord, nicht zu allen Greueln und Lügen, die mit dem Worte Krieg gegeben sind, fähig gewesen wäre. Wer im Kapitalismus, im Alkoholismus dämonische Mächte sieht, meint doch, nicht aus menschlichem Tun lasse sich die Betäubungssucht und die Geldherrschaft unsrer Zeit erklären — auch dahinter müsse eine übermenschliche Macht stehen, die zwar uns arme Menschen verführe, aber eben damit auch von der Hauptschuld entlaste. Wer in der Gottlosenbewegung, in der bolschewistischen Verfolgung alles Glaubens den Widersacher Gottes am Werke sieht, mag vielleicht den für diese Dinge verantwortlichen Menschen selbst nicht das Allerschlimmste zutrauen wollen; aber er leugnet damit auch oder denkt doch nicht daran, daß gerade unsre Christenheit, unsre Kirchen durch ihre Unchristlichkeit diese Feindschaft, diesen Haß hervorgerufen haben und als Strafe tragen müssen.

Gewiß, die Theologen, die heute so viel von Dämonien und dämonischen Mächten sprechen, wollen sich und ihren Hörern die Sündenmacht, die Verderbnis unsrer gefallenen Welt besonders eindrücklich machen; sie wollen besonders ernst und tief von der Verschuldung und Verknechtung des Menschen zeugen. Sie begehen aber damit unbewußt das, was Eva bewußt tat, als sie ihren Ungehorsam der Schlange zuschob.

Wir sind von Gott abgefallen, wir haben unsre Freiheit benutzt, uns vom Vater abzuwenden und in die Welt des Eigenwillens hinauszuwandern; wir haben, statt Gott anzubeten, uns ein goldenes Kalb gemacht und uns zu Mammonsknechten erniedrigt. Wir haben aus unsrer Gottesferne heraus unser Unglück und unser Gewissen betäuben wollen. Wir sind, da wir nicht miteinander Gott dienen wollten, untereinander zu Feinden geworden, mißtrauen uns im Frieden und zerfleischen uns im Kriege. Unser Fleisch gelüstet wider den Geist, und unsres Fleisches Werke sind offenbar in allen Sünden.

In dieser Erkenntnis liegt die bittere Wahrheit, liegt aber auch allein der Weg zur Umkehr: „Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen . . .“ Deshalb ist das Reden von Dämonien, von dämonischen Kräften, eine Ausrede — eine Ausrede, die, mag sie noch so gut gemeint sein und noch so tief klingen, doch gefährlich ist.

4

Wir müssen uns entscheiden zwischen Parsismus oder Christentum. Leben wir in einer dualistischen Welt, in der Gott und sein Widersacher sich bekämpfen, so werden wir Schachfiguren in einem Spiel, das sich gewiß sehr dramatisch ausnimmt, uns aber die tiefste Verantwortung raubt. Wir sind dann nicht Abgefallene, sondern bloß Verführte. Unsre Erlösung bedeutete dann zwar ein Loswerden „aus der Gewalt des Teufels“, aber nicht eine wirkliche Umkehr unsres Willens oder eine Neuschaffung unsres Wesens.

Wir Christen aber leben in der Welt des einen Gottes, der seine Herrschaft mit keinem andern zu teilen hat. Nicht ein Teufel hat uns von ihm losgerissen; sondern wir in unsrer Freiheit, die uns Gott selbst gegeben hat, haben uns von ihm getrennt, sind Sünder und Gottlose geworden und müßten in unsrer Gottlosigkeit zugrunde gehen, wenn nicht dieser unser Gott uns nachgegangen wäre. In Jesus ist er zu uns gekommen; in seinem Evangelium ruft er uns immer wieder ein „Kehre um“ zu, durch seine Liebe bis in den Tod gewinnt er uns und erlöst uns von unserm Abfall, von unsrer Sünde. Er ist der Schöpfer, er ist der Erlöser; er hat es mit uns, seinen abgefallenen und wiedergewonnenen Kindern zu tun, nicht mit einem zweiten Gott, mit dem er um uns kämpfen müßte. Er ist unser Gott und neben ihm kein Teufel. — Vielleicht ist es gut, wenn das heute wieder einmal gesagt wird.

Basel Rudolf Schwarz

Deutsch und deutlich!

Vor einiger Zeit hat die Christliche Welt sich bemüht, für den Ausdruck „existenziell“, der in der neusten Theologie eine große Rolle spielt, eine knappe Uebersetzung oder wenigstens eine kurze und sachgemäße Begriffsbestimmung geben zu lassen. Nach meinem Eindruck ist es vergeblich gewesen: es fand sich weder ein entsprechender deutscher Ausdruck, noch wurde eine zutreffende und allgemein anerkannte Erklärung gegeben. Aber was soll dann solch ein rätselhaftes Wort, das die wissenschaftliche Verständigung nicht fördert, sondern erschwert und stört?

Unter dem Eindruck mancher in den letzten Jahren erschienenen theologischen Werke möchte ich den Warnruf an die jüngere Theologenwelt heute wiederholen: Schreibt deutsch und deutlich! Ich fordere nicht die Entfernung jedes Fremdworts, aber die Vermeidung solcher Fremdwörter, die nicht in der Wissenschaft mit einem ganz bestimmten Sinn sich eingebürgert haben, und die durch einen einfachen, klaren und bestimmten deutschen Ausdruck ersetzt werden können. Die Gefahr, daß Stil und Ausdruck in der wissenschaftlichen Theologie aus Bequemlichkeit, Nachlässigkeit und vermeintlicher Wissenschaftlichkeit verwahrlose, ist groß. Ich möchte heute an einem ganz bestimmten Beispiel zeigen: einerseits, daß eine Masse überflüssiger Fremdwörter zu wuchern anfängt, und anderseits, daß man das, was man so mit einem Schein großer Gelehrsamkeit umständlich und unklar ausspricht, viel klarer und kürzer in gutem Deutsch gesagt werden kann.

Ich wähle dazu ein Buch, das, 428 Seiten stark, vor drei Jahren erschienen ist. Da es mir nur um diese Sache zu tun ist, so nenne ich Titel und Verfasser nicht, sondern gebe nur Seitenzahlen an.

Zunächst eine ganze Reihe von Fremdwörtern, die alle oder doch zum größten Teil überflüssig sind, weil man mit einem guten, deutschen Ausdruck dasselbe sagen kann. Z. B.: alteriert, identifiziert, inspiriert, resultiert, dominierend, normativ, transsubjektiv, überindividuell, exklusiv, konkret, qualitativ, dynamisch, disqualifiziert, exklusiv, infiziert; ferner Exponent, Aktivität, Kosmos, Exklusivverhältnis, Aktionsradius, Kollektivegoismus, Elite, theonomes Moment, Normalitätsbestimmung, Wesensstruktur, Interessensphären, Aktionsfähigkeit, Paradigma. Die Kirche ist ein „soziologischer Geschäftsfaktor“, sie ist „Menschheitssynthese“. „Durch die Solidarität mit dem Kosmos war die Kirche von vornherein dem kosmischen Gesetze der Individualisierung und Differenzierung unterworfen“ (355). „Das Schöpfungsverhältnis der Kirche zum Christus ist kein mechanisches, das gleichsam den Produzenten vom Produkt abtrennt, sondern erscheint als ein organisches Inklusivverhältnis beider Größen“ (338). „Damit ist hagios keineswegs auf eine Ebene mit irgendwelchen sittlich religiös indifferenten Termini der bloßen supranaturalen Metaphysik herabgedrückt. Vielmehr behält es gerade und vorzüglich auch in der Wechselverwandtschaft zu epuranios die theozentrische Bestimmtheit. Denn der Ausdruck epuranios ist, analog dem promiscue vor sich gehenden Gebrauch von basileia tou theou und basileia ton ouranon für das Adjektiv theios bzw. den Genetivus possessivus theou die sachliche adäquate Wiedergabe“ (318). „Das Leiden ist die Normalitätsbestimmung der Urchristenheit“ (335).

Bedarf es wirklich aller dieser fremdsprachigen Ausdrücke? Und erschweren sie nicht ganz unnötigerweise das Verständnis? Weshalb sagt man nicht statt „Existentialität“ (397) Bestand? Statt „normieren“ (394) regeln? Statt „Kompetenz“ (394) Zuständigkeit? Statt „Kontrolle“ (394) Prüfungsmöglichkeit? Statt „normative Geltung“ (377) maßgebende Geltung? Statt „kasuistische Anpassungsfähigkeit“ (377) freibewegliche Anpassungsfähigkeit? Statt „organisch funktioneller Rechtlichkeit“ (376) selbständige, aus der Wirklichkeit geborene Rechtsordnung? Der ganze Satz: „Mit dem Ausdruck ‚Sichtbarkeit‘ ist naturgemäß keine Einschränkung auf die Wahrnehmung vermittels des Sehvorganges allein gemeint; es ist unter ihm zugleich die Totalität der sinnlich-empirischen Feststellungsmöglichkeiten überhaupt zu begreifen“ (391) wäre überflüssig, wenn der Verfasser von vornherein statt Sichtbarkeit „Sinnenfälligkeit“ gesetzt hätte.

Wenige Beispiele noch, wie das umständlich und mit mancherlei Fremdwörtern Gesagte kürzer, einfacher und klarer ausgedrückt werden konnte:

1. „In der Konkretheit des dinglichen Geschehens (bei der Taufe) dokumentiert sich eben Gottes überdinglich-pneumatische Kraft, eine vollkommen neue Schöpfung zu realisieren, daß damit die magisch-sakramentalistische Auffassung im Sinne des opus operatum etabliert wäre, kann nur der behaupten, der den dynamischen Gottesgedanken aus dem Mittelpunkt des neutestamentlichen Gedankenkreises schiebt“ (383 f.).

Besser:

In dem sinnenfälligen Vollzug der Taufe bekundet sich Gottes übersinnlich-geistige Kraft, eine vollkommen neue Schöpfung zu verwirklichen. Damit ist für den, der den dynamischen Gottesgedanken des Neuen Testaments kennt, durchaus kein opus operatum gegeben.

2. „Wollte die Kirche das Wagnis übernehmen, durch ihr Wort und Werk den Kosmos zu meistern, so mußte sie entsprechend seiner eignen Differenziertheit und Vielseitigkeit Formen finden, die die jeweilige Art der ihr gegenüberstehenden kosmischen Gegebenheiten zu erfassen vermochten“ (364).

Besser:

Wollte die Kirche es wagen, durch ihr Wort und Werk die Welt zu beherrschen, so mußte sie für die mannigfach verschiedenen weltlichen Verhältnisse neue Formen finden.

3. Das nachapostolische Zeitalter wird (S. 344) folgendermaßen gekennzeichnet:

„Einer ‚Elite‘ von ‚Heiligen‘ stand die große, zu solchem Tun (?) disqualifizierte Masse der Christen gegenüber. Das bedeutete sowohl eine Preisgabe des urchristlichen Kirchenbegriffes, dem das theonome Moment innewohnt wie ein Verzicht auf die gottbegründete Hagiotes dieser Kirche. Beides resultierte aber aus der Zurückschiebung der Gotteswirklichkeit im eigentlichen Sinne“ (344).

Besser:

Wenigen entschiedenen, vollbewußten Christen stand die große, von gleichem Ernste nicht erfüllte Masse der Gemeindeglieder gegenüber. Damit wurde undeutlich, was in der urchristlichen Gemeinde maßgebend gewesen war, daß der Wille Gottes in vollem Maße für alle gültig, und daß die Kirche eine Gemeinde von Heiligen, d. h. Gottzugehörigen, sei. Beides ergab sich daraus, daß man die Gotteswirklichkeit im eigentlichen Sinne in den Hintergrund geschoben hatte.

Noch einmal seien die wissenschaftlichen Theologen gebeten: redet und schreibt deutsch und deutlich, einfach und sachgemäß! Bei gutem Willen und ernster Selbstzucht lassen sich die gerügten Mängel leicht abstellen.

Frankfurt a. M. Wilhelm Bornemann

Ein akademischer Leser klagt uns aus Anlaß unsrer Bemerkungen auf Spalte 743 der Nr. 15 von 1931: „Die Sprache der heutigen Theologen ist so verschroben, daß schon ein Philologe kaum mitkann, was soll da ‚der gemeine Mann' damit anfangen? Schrieb da neulich D. H. in einem Offenen Briefe an D. B.: ‚Sie werfen mir vor, ich hätte die 3. Koordinate zu ziehen versäumt', und nun unterhalten sich die Beiden über die 3. Koordinate in der Theologie! Ich kann sie nicht einmal in der Geometrie ziehen, und soll sie nun in der Theologie —! Da will sich D. S. noch über den Ausdruck Seiltänzertheologie beschweren" usw.

Aber was kann das helfen? Wir werden unsre Leser auch noch mit dem Koordinatensystem behelligen müssen! R

Bücher und Schriften

Die Eschatologie des Reiches Gottes bei Jesus. Von Heinz-Dietrich Wendland. Eine Studie über den Zusammenhang von Eschatologie, Ethik und Kirchenproblem. Gütersloh, C. Bertelsmann 1931. 255 S. 10, geb. 12 M.

Der Verfasser, Privatdozent in Heidelberg, will am Reichsgottesbegriff die Frage nach dem prophetischen oder überprophetischen Charakter der Verkündigung Jesu klären. Das erste Kapitel zeigt das Reich Gottes als absolut zukünftig auf; es ist aber gegenwärtig in der Person des Botschafters des Reiches. Das Gottesreich ist Vergebung der Sünden, Jesus vergibt Sünden. Das zweite Kapitel schildert die Ethik des Reiches Gottes, die eschatologisch bedingt ist. Das heißt aber nicht, daß sie für uns nach dem Aufhören der eschatologischen Erwartung ungültig wäre. Denn Jesu Enderwartung verkündet nicht wunderliche Endereignisse, sondern den zu uns kommenden Willen Gottes. Das dritte Kapitel sucht den Zusammenhang von Reich Gottes und Gemeinde festzustellen. Gemeinschaft der „Reichsgenossen" gibt es nur im vollendeten Reich. Aber Jesus beruft Jünger, damit sie die Endgemeinde sammeln. Also ist ein eschatologischer Gemeindebegriff schon in Jesu Lehre vorhanden. Jesus hat im Vorblick auf seinen Tod der Jüngerschaft für die Zeit zwischen Tod und Wiederkunft eine festere Form als Sondergemeinde gegeben, deren Grundstein Petrus sein soll. Das vierte Kapitel spricht vom Messias des Gottesreiches und will zeigen, daß Jesus sich nicht als den zukünftigen, sondern als den gegenwärtigen Messias gewußt habe. Die Wunderheilungen sind notwendiger Ausdruck seines messianischen Wirkens. Man darf aber nicht innerhalb der Wunder rational scheiden, auch die Totenerweckungen sind positiv in das Verständnis des Trägers der Gottesherrschaft einzubeziehen.

Die beiden ersten Kapitel scheinen mir in der Hauptsache volle Zustimmung zu fordern, starke Bedenken bestehen aber gegen die Ergebnisse der beiden andern. Die zweifelhaften Thesen (Jesus als Begründer einer eschatologischen Gemeinde, als gegenwärtiger Messias, als Totenerwecker) scheinen mir Folgen zweier bedenklicher methodischer Fehler zu sein. Der Verfasser zeigt nirgends, daß er synoptische Kritik und religionsgeschichtliche Besinnung als unerläßliche Arbeitsmittel ansieht (vgl. die Behandlung der Kindersegnung und der Frage des zukünftigen Messias!), und er mißversteht die für den Forscher notwendige Anerkennung des Anspruchs Jesu dahin, daß er das ganze apostolische Kerygma in den Evangelien wiederfinden zu können meint. So kann man leider das wertvolle Werk in seiner zweiten Hälfte nur unter starker kritischer Nachprüfung benutzen. Doch kann man dann viel daraus lernen. Werner Georg Kümmel

Geschichte des Volkes Israel. Von D. Anton Jirku, Breslau. (Theologische Lehrbücher, herausgegeben von Erich Seeberg.) Leipzig, Quelle u. Meyer, 1931. 234 S. 7.40, geb. 8.40 M.

Der Verfasser hat sich seit Jahren besonders mit historischen Fragen des Alten Orients befaßt. Das Buch behandelt nur die vorexilische Zeit in 4 Abschnitten: 1. Von der ältesten Zeit bis zum Zug nach Aegypten; 2. Von Mose bis zur Zeit der Richter; 3. Von der Einführung des Königtums bis zum Tode Salomos; 4. Von der Reichstrennung bis zur Zerstörung Jerusalems. Die Vertrautheit des Verfassers mit den außerbiblischen Quellen und Ausgrabungsergebnissen bringt das Verwobensein Israels in die altorientalische Geschichte gut zur Geltung. Jirku folgt aber weder unkritisch den Quellen, noch verfällt er in Hyperkritik; seine Haltung ist besonnen. Sodann eignet der Schrift eine sehr schlichte Darstellung und begrüßenswerte leichte Faßlichkeit, die sie zu einem übersichtlichen Lernbuch für Studenten macht. Sehr wertvoll und dankenswert ist die Zusammenstellung der „Quellen der Geschichte Israels" auf Seite 13 bis 20. Auch der Fachmann kann mit Nutzen und Anregung das Buch studieren; zumal die ersten 68 Seiten („Vorgeschichte") sind für ihn von Bedeutung. Neuere Problemstellungen, wie Deuteronomiumsfrage, 12-Stämme-System, Erwählungstraditionen finden Beachtung. Die hethitische Geschichte — soweit sie bekannt ist und feststeht — und Quellenliteratur ist schon hereingearbeitet, ebenso aus der ägyptischen Literatur die sogenannten „Aechtungstexte". Sehr gut sind Jirkus Ausführungen über die Geschichtsauffassung innerhalb des Alten Testaments. Daß er rein politische Geschichte schreibt, die Kultur- und Religionsgeschichte sehr wenig zur Geltung kommen läßt, kann man für eine solche Schrift verteidigen. Begrichs Chronologie ist noch nicht verarbeitet. Sie hätte gewiß den Verfasser zu andersartiger Wertung des Ueberlieferten bewogen (S. 20 ff.). Die Aufnahme Meribaals an den Hof bedeutete wohl für David mehr als eine „noble Geste" (S. 137). Es handelte sich darum, ihn mit goldenen Ketten zu fesseln! Die der Prophetendarstellung folgende Auffassung, daß die offizielle Mose-Religion keine Opfer kannte (S. 79), wird kaum richtig sein. Die Literatur sollte trotz des Einführungscharakters der Schrift gelegentlich vollständiger angegeben sein. Adolf Wendel

Die Theologie Calvins. Ihre innere Systematik im Lichte strukturpsychologischer Forschungsmethode. Von Hermann Weber. Berlin, Elsner Verlagsgesellschaft 1930. 71 S. 4.40 M.

Das Buch, das die formale Struktur des theologischen Denkens Calvins zu seinem Gegenstand hat, ruht auf des Verfassers „Experimentell-strukturpsychologischen Untersuchungen über das Denken und die Denktypen" (Zeitschr. f. Psychol., Bd. 116, 1930). Diese über den denkpsychologischen Logizismus hinausführende, verdienstvolle Arbeit wies bedeutsame neue Strukturzusammenhänge zwischen Denkform, Icherleben und psychophysischem Grundtypus nach. Indem die Calvin-Arbeit eine Anwendung dieser Untersuchungsergebnisse auf eine historische Persönlichkeit darstellt, rückt sie in die Nähe der denkmorphologischen Arbeiten von H. Leisegang, E. Stauffer und E. Wechßler. Wenngleich die Charakteristik des Calvinschen Denkens auf einer schmalen historischen Quellenbasis (Teile der Institutio) ruht, ferner Calvin und Luther nicht auf Grund strukturell gleicher Gattungen ihres Schrifttums (wie z. B. ihrer Predigten oder ihrer Kommentare) und in einer von exegetischen Verzeichnungen nicht ganz freien Stilisierung gegenübergestellt werden, ist Webers Arbeit als Beitrag zu dem jungen, schwierigen Forschungsgebiet der theologischen Denkform durchaus beachtenswert und stellt mit ihrer ungewöhnlichen Fragestellung und mit vielen neuartigen Gesichtspunkten den systematischen Theologen zweifellos vor ganz wesentliche grundsätzliche Fragen. Es bleibt allerdings zu berücksichtigen, daß hier das Formproblem des theologischen Denkens nicht vom theologischen Gegenstand, sondern von einer philosophischen Anthropologie her in Angriff genommen worden ist. Edmund Schlink

Gustav Adolf. Ein Spiel von der Kirche Not und Rettung. Von Julius Schieder. München, Christian Kaiser 1931. 56 S. 1 M.

Eine kleine, feine Dichtung, die in ihrer inneren Kraft über das sonst übliche Maß solcher Jubiläumsdichtwerke hinauswächst. Die evangelische Kirche ist die Heldin einer Szenenfolge, die die Zurückdrängung des Katholizismus, die Offensive Ferdinands III., die Wirksamkeit der Jesuiten, den Niederbruch Böhmens, das Vordringen der Kaiserlichen bis zum Norden und den Heldenlauf Gustav Adolfs eindringlich vor Augen stellt. Der Dichter läßt aber auch seinen Gustav Adolf seine politischen Beweggründe neben den evangelischen offen aussprechen, wie er anderseits dem Jesuiten die Größe seiner nicht für sich, nur für seine Kirche lebenden Welteroberungsglut zuerkennt. Die Kläglichkeit der evangelischen Fürsten und Bürger gegenüber der Heldenseele des Schwedenkönigs tritt stark heraus. Und über allem Gottes Wille, der sein Werkzeug führt. In einer Zeit falscher Heldenverehrung zeigt uns heute dies Stück die tiefe Ichlosigkeit des von seiner Aufgabe getriebenen Begnadeten. Albert Mühlmeister

Die Hutterischen Gemeinschaften. Von Bertha W. Clark. Bruderhof-Neuhof (Fulda) und Leipzig, Eberhard Arnold Verlag 1929. 37 S. 1.50 M.

Dieses Büchlein vermittelt einen interessanten Einblick in Grundlage, Aufbau sowie innere und äußere Verfassung der Hutterischen (oder Hueterischen) Gemeinschaften, die um 1525 in der Schweiz zum ersten Mal auftauchen und nach mancherlei Verfolgung, Zerstreuung, Flucht über Mähren, Siebenbürgen, Rumänien, Rußland und im Jahre 1874 nach Süd-Dakota, sich dort in drei Bruderhöfen mit etwa 3000 Insassen niedergelassen haben, neuerdings freilich teilweise auch nach Kanada ausgewandert sind. Wo sie sind, richten sie eine baptistisch-kommunistische Theokratie auf, in der neben strikteste Gütergemeinschaft die „Welt" gemieden und Gewaltlosigkeit gepredigt wird. Die anspruchslose und eindringliche Schrift zeigt auf, wie die religiöse Grundlage auch heute noch stark ist und Gottesdienst wie Erziehung, privates wie öffentliches Leben, Handwerk wie Landwirtschaft trägt und erhält. Angesichts des neuesten Versuchs in Rußland, eine Kommune der Gottlosigkeit aufzurichten, gewinnt das Büchlein doppelt an Bedeutung und man kann den Verlag nur ermuntern, seine Absicht durchzusetzen, einem deutschen Leserkreis noch weitere Einblicke in diese Gemeinschaft, vor allem quellenmäßig, zu geben.

Hans Schimmelpfeng

Fünffaltige Religion. Von Karl Bornhausen. Görlitz, Hutten-Verlag 1932. 72 S. 2.50 M.

Das Licht, das vom Kind in der Krippe zu Bethlehem ausging, leuchtet uns in fünffaltigem Strahl und will unser dunkles Leben mit Freude füllen. Es leuchtet als Volksglaube, von deutschem Wesen eigen erfaßt und gestaltet seit dem Heliand, über Walther von

der Vogelweide, den Ackermann von Böhmen, Martin Luther bis in die Gegenwart der Religionsnot der Auslanddeutschen. Es gibt der Lebensanschauung jedes Erdteils ein besonderes Gepräge, es überschreitet die Grenzen von Völkern und Weltteilen und wird zur Menschheitsreligion; es überwindet im Aeonenglauben die Welt, indem es wieder zurückweist zum Ursprung, zu Gott, wo alles Vergängliche zum Gleichnis wird und nichts uns mehr scheiden kann von der Liebe Gottes, die uns alle zu Kindern des himmlischen Vaters macht. Dora Henel

Erziehung und Evangelium. Theorie der Bildungshilfe vom evangelischen Standort aus. Von Studienrat Lic. Dr. Fritz Schulze, Privatdozent an der Universität Leipzig. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne 1932. 276 S. 6 M.

Der Verfasser, seit 1931 Leiter der Abteilung für Religionsunterricht am praktisch-pädagogischen Seminar der Universität Leipzig, hat sich zu gleicher Zeit für Religionsmethodik habilitiert und stellt sich mit dieser Schrift in sehr vorteilhafter Weise der Fachgenossenschaft vor. Als Vertreter der jüngeren Schicht legt er kein Gewicht auf die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Fragestellungen, um so mehr aber auf Fortschritt von Urteil zu Urteil, scharfe Begriffsbildung und saubere Begriffsbestimmungen. Schulpolitisch vertritt er die dreigeteilte, nämlich evangelisch, katholisch und marxistisch-monistisch eingestimmte, staatliche Weltanschauungsschule. Seiner Gesamtstellung nach ist er mehr erhaltend als vorwärtsdrängend gesinnt. Da er eine Zusammenfassung von Religion und Kultur im Menschheitsganzen wünscht, kann man ihn nicht der dialektischen Theologie zurechnen. Was er nun Wertvolles über die Schichtungen im inneren Aufbau der Schule, über Lern- und Arbeitsgrundsatz im Religionsunterricht, über Lehrgang und Lehrplan, über Lehrerpersönlichkeit und Schularten, über schulische und kirchliche religiöse Erziehung zu sagen hat, möge man bei ihm selbst lesen! Hermann Tögel

Soll ich Theologe werden? Görlitz, Hutten-Verlag 1932. 22 S. 1 M.

Diese wenigen Blätter empfehle ich um so dringlicher, je mehr ich Bücher und Hefte zur Einführung ins theologische Studium kenne. Die Form ist die eines Briefwechsels zwischen einem hochgestellten Juristen, der ein ernster, freigesinnter Christ ist, und seinem Sohn, der geneigt ist, Theologie zu studieren; den Hauptinhalt bildet Besprechung von Bedenken, die dem Dogma und dem kirchlichen Brauch entgegenstehen. Der ehrwürdige Kirchenmann, dessen Vermächtnis diese Schrift ist, spricht mit überraschender Schärfe von der Gewissensnot des Apostolikumzwangs und von den sozialen Versäumnissen der Kirche. M

Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1931. Herausgegeben von Walter Georgi. Zugleich Jahrbuch der Nordischen Gesellschaft (Lübeck). Jena, Eugen Diederichs 1931. Mit zahlreichen Abbildungen 4 M.

Der zwölfte Band des deutsch-nordischen Jahrbuchs (1931) reiht sich den bisher erschienenen elf Bänden nach Form und Inhalt würdig an. Das muß betont werden, um zu zeigen, daß nach dem Tode Eugen Diederichs', dessen Porträt das Buch als Titelbild ziert, in seinem verdienten Verlag mit gleicher Umsicht und Gründlichkeit weitergearbeitet wird. Die Aufsätze stehen in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung fast durchweg auf bedeutender Höhe. Das Buch beginnt mit der ernsten, eindrucksvollen Mahnung, besser gesagt dem Vermächtnis des verstorbenen Nathan Soederblom: „Und Friede auf Erden." Hervorgehoben sei besonders die Abhandlung von Otto Scheel: „Haithabu, eine Schicksalsstätte des Nordens", in der der Verfasser in klarer Weise in das Verständnis der nordischen Kultur und eines ihrer bedeutendsten Zentren, der Hafenstadt Haithabu, die er mit Recht das „Gibraltar des Nordens" nennt, und die, an der oberen Schlei gelegen, um das Jahr 900 von größter Bedeutung für den Handelsverkehr zwischen Nord- und Ostsee war. Sehr interessant ist Ludwig Brühls Beschreibung einer Fahrt auf der durch das wildromantische norwegische Hochgebirge führenden Raumabahn, ebenso die „Finnland-Reise" des stets anregenden Frank Thieß. Aber auch alle andern Artikel sind überaus belehrend. So erfüllt dieses Jahrbuch in trefflicher Weise seinen Zweck: Es wirbt für den Kulturaustausch mit unseren nördlichen Vettern und fördert die Kenntnis der nordischen Volkskunde. Ernst Krahnert

Goethe. Leben, Bildnisse, Gedanken. Königstein i. Taunus, Karl Robert Langewiesche 1932. 1.20 M.

Der Verlag Langewiesche hat der Reihe „Der Eiserne Hammer" etwas außerordentlich Feines angefügt. Goethes Leben wird in knapper, klarer Form erzählt, dabei doch jede besondere Entwicklungsphase betont, sodaß man ein deutliches Bild seines äußeren und inneren Lebensganges bekommt. Die kleine Biographie ist auf jeder Seite eingerahmt von vortrefflich zusammengestellten Aussprüchen Goethes aus seinen sämtlichen Werken. Bereichert wird das Ganze durch die vielen Porträts Goethes in sehr guter Wiedergabe und durch die kleinen, in den Text eingestreuten Bildnisse der Personen, die in Goethes Leben besonders wichtig waren. Besonders als Gabe für unsere Konfirmanden zu empfehlen, zumal heute nur wenige unter ihnen Goethes Werke erhalten werden.
Margarete Buurman

Französische Menschen. Von Hermann Wendel. Mit 12 Abbildungen. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag 1932. 287 S.

Wendel greift mit beiden Händen in Frankreichs Geschichte und wirft vor uns hin, was er im Ueberfluß verschenken kann: Heldinnen, Prinzessinnen, Schauspielerinnen, soziale Vorkämpferinnen, Revolutionäre, Staatsmänner, Krieger, Königskinder, Dichter, Schriftsteller, Journalisten, und die Bohemiens des alten Paris. Er zwingt uns, seine Menschen zu sehen, wie er sie sieht. Er schont sie nicht, aber er liebt sie; er kennt ihre Schwächen, ihre Verbrechen, er verschweigt nichts, aber er liebt sie trotzdem, oder vielleicht gerade darum? Gewiß verfolgen diese „leicht hingestrichelten Porträtskizzen französischer Männer und Frauen keine lehrhafte Absicht. Mit Marx und Freud, mit historischem Materialismus und Psychoanalyse" haben sie wahrlich nichts zu schaffen; ein Maler hat sich an den Farben seiner Palette gefreut, ein Dichter gedichtet, ein Mensch gesehen und erlebt.
Detta Friedrich

Opfergang. Vor der Entscheidung. Von Fritz von Unruh. 30. Tausend. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag 1931. 255 S. 3.80 M.

Das Buch der guten Werke 1914—1918. Mit einem Vorwort zusammengestellt und herausgegeben von Bernhard Diebold. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag 1932. 345 S. 4.80 M.

Fritz von Unruh gehört zu den Schriftstellern, die nicht in der Nachkriegszeit über den Krieg geschrieben haben. Seine beiden in dem vorliegenden Band vereinigten Kriegsdichtungen — etwas Grundanderes als die uns jetzt geläufigen Kriegsschilderungen — sind, aus unmittelbarem Erleben geboren, bereits im Anfang des Krieges entstanden. „Vor der Entscheidung", eine unheimliche, zugleich in die Sinntiefen des Lebens und in die Tragik des Krieges hinabreißende Dichtung, die die Erlebnis- und Gestaltungskraft von Unruhs in reinen und erfüllten Versen offenbart, lag bereits im Frühjahr 1915 gedruckt vor, wurde aber von der Kriegszensur bis Ende 1918 verboten. Das gleiche Schicksal hatte die Prosadichtung „Opfergang", die, im Sommer 1916 vollendet, ebenfalls erst nach Kriegsende zugelassen wurde. Der „Opfergang", schon in der ungewöhnlichen und unentrinnbaren Sprache als ureigenste Schöpfung eines Dichter-Offiziers erkennbar, steht unter dem Gedanken der Todesahnung, des unabwendbaren Verhängnisses. Mitten in die Realistik des Kriegslebens sind die Fragen des Sinn suchenden Geistes hineingedrängt, und die Seele des Dichters, in all dem Grauen um die Seele der Welt ringend, antwortet darauf. Zu einer Heilandsfigur gewendet spricht er: „O Du Gefesselter, verhießest Du nicht ein Himmelreich? Komm und sieh Dir diese Erde an! Wahnsinn hat alle Menschen geschlagen. Lebst Du, Toter, so erhebe Dich! Der Du das Meer gebändigt hast, dämme diese Sündenflut! Ruf es mit uns, die wir stündlich es rufen, daß diese Hölle aus unsern Tagen weicht! Hebe die Peitsche! Säubere die Tempel! Ach, Krämer und Schurken verschachern die Seele der Welt."

Das von Diebold zusammengestellte „Buch der guten Werke" will die Silberader, die inmitten des finstern Gesteins des Krieges immer wieder aufblitzte, will den Menschen zeigen, der nicht nur kämpfte, siegte und besiegte, sondern den es innerlich trieb, Mensch zu sein. Feind blieb Feind, aber die seelische Verbundenheit auf Grund des gleichen Schicksals bekundete sich dennoch urmächtig. Ganz spontan mußte man gerade dem Feind Gutes antun. Also kein bewußter Edelmut, keine hochkultivierte Moralität, nur das ganz elementare, nach Recht und Folgen nicht fragende Streben, seinem Mitmenschen zu helfen!

Diebold hat sich mit der Sammlung dieser Berichte über das verschwiegene und verbotene Kriegsgegnerverhältnis das große Verdienst erworben, auch die Innenseite des Krieges zu zeigen. Innenseite aber nicht in dem Sinn, als solle wegen der Möglichkeit zu „guten Werken" der Krieg selbst gerechtfertigt oder verherrlicht werden. Das Buch ist sehr geschickt redigiert: Die Anordnung, die Einteilung in Abschnitte und die Ueberschriften nehmen dieser Dokumentensammlung das Wiederholende, ja geben ihr sogar einen gewissen Schwung und den Reiz der geschichtlichen Abfolge. Im ganzen sind 166 Beiträge von Menschen ganz verschiedener Schichten und Berufe geboten. Das Buch dürfte sich auch sehr zum Vorlesen eignen und sollte vor allem reifen jungen Menschen empfohlen werden. Herbert Grabert

Die von der Scholle. Von Erich Retzlaff. 56 photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Mit einem Geleitwort von Hans Friedrich Blunck. (Deutsche Menschen, 1. Folge.)

Menschen am Werk. Von Erich Retzlaff. 56 photographische Bildnisse aus deutschen Industriestädten. Mit einem Geleitwort von Heinrich Lersch. (Deutsche Menschen. 2. Folge.) Göttingen, Verlag der Deuerlichschen Buchhandlung 1931. Jedes 56 S. 3.80 M.

In diesen beiden Büchern tritt uns das Menschengesicht entgegen. Die Bilder sind einfach und schlicht, frei von aller sogenannten photographischen Geschicklichkeit, bei den meisten ist nicht einmal „Hintergrund" und „Umgebung", die etwa stimmungsvoll beeinflussen könnten; wir sehen in diesen — man möchte sagen: natürlichen Kunstwerken Erich Retzlaffs nichts als die Gesichter und haben Gelegenheit, anders als in der tatsächlichen Begegnung, bei der sich die verändernde Gebärde und die Sprache, zudem die subjektiven Beziehungen geltend machen, sie immer wieder zu betrachten und sie in ihrem geschlossen einheitlichen Eindruck und

Ausdruck auf uns wirken zu lassen. Blunck schrieb die Vorrede zu den bäuerlichen Menschen „von der Scholle", Lersch zu den Arbeitern „am Werk", und beide betonen nachdrücklich die Tradition: Lersch insofern, als er die Urform des Arbeitergesichts in dem des Handwerkers erkennt. Und schließlich handelt es sich tatsächlich um deutsche Menschen, deutsche Menschen wohl unserer Tage, nichts weniger aber um deutsche Menschen an sich. Weder den Bauer noch den Arbeiter hat der Beruf „stupide" gemacht oder „entseelt" — diese Menschen, daran zweifelt man nicht (und man kennt sie immer wieder und kennt sie alle von der Straße her, vom täglichen Leben und Verkehr) — sind alle wurzelhaft; und wenn der Arbeiter um das Neue zu Erwartende ringt, so kämpft der Bauer um seine Tradition, kämpft äußerlich-innerlich um seine bodenständige Erhaltung. Sie müssen Alle in Allem schon so sein, wie sie sind — und diese Erkenntnis ist vor diesen Gesichtern das tröstlich Erfreuliche, das Einigende in einer Zeit der Zerteilung und Zersplitterung. Erich Bockemühl

Massen und Führer. Von Hendrik de Man. Potsdam, Alfred Protke 1932. 52 S. 1.80 M.

Ein Referat, das vor dem Kulturbund in Wien gehalten wurde. De Man spricht über die Fiktion der Volksherrschaft, über Proletarisierung und Massenbildung, über Geldherrschaft als geistige Herrschaft. Er stellt die Frage nach dem Versagen der Demokratie. Er formuliert den Sozialismus psychologisch als Ueberwindung der sozialen Angst. Er behandelt das Problem der Masse im Gegensatz zur Menge und eine Reihe anderer Fragen, u. a. die der kommenden Aristokratie. Für einen Vortrag reichlich viel! Und reichlich viel Optimismus! De Man schreibt denn auch (S. 46): „Ich habe kein Recht, von irgendeinem Menschen zu verlangen, daß er aus allgemeinen Glaubensgründen diesen Optimismus in bezug auf die Zukunft teilt!" Walter Müller-Loerrach

Deutsche Jugend. Ueber dem in voriger Nummer empfohlenen deutsch-österreichischen „Jugendrotkreuz" soll die unter obigem Titel erscheinende reichsdeutsche „Zeitschrift für das Jugendrotkreuz" nicht vergessen werden, monatlich 16 Seiten Groß-Quart mit gut ausgewähltem Text und vielen schönen Bildern (die März-Nummer 1932 ist Goethe-Gedächtnis-Nummer). Jedes Heft 15 Pf., und 8 Pf. Porto; jährlich 1.40 Mark und 80 Pf. Porto, bei Sammelbezug billiger. Geschäftsstelle Berlin W 10, Corneliusstr. 4 B. M

Von der Weltabrüstungskonferenz

3. Die Stimmen der Kleinen.

Nach den ersten starken Trompetenstößen der Konferenz, die mit den Reden der Großmächte einsetzte, setzt sich die Generaldebatte fort in den Stimmen der mittleren und kleineren Staaten. Sind die sechs oder sieben Großmächte die eigentlichen handelnden Personen auf der Genfer Weltbühne, so sind diese kleineren Staaten gleichermaßen ein lauter oder leiserer Chor, der die Haupt- und Staatsaktion begleitet. Den stärksten politischen Beitrag zur Lösung des Konferenzproblems müssen die gerüsteten Großstaaten leisten, deren Spannung und Eifersucht die Welt nicht zur Ruhe kommen läßt. Aber der ideelle Beitrag der kleineren Staaten spielt doch auch eine wichtige Rolle in dieser Generaldebatte, die zunächst einmal wie ein ungeheures Reservoir alle möglichen Gedanken, Vorschläge und Pläne zur Abrüstung sammelt, um die Auswahl und Ausarbeitung der praktisch brauchbaren Vorschläge dann den einzelnen Kommissionen zu überlassen.

Wegen dieses Beitrags an Ideen oder auch an Resonanzkraft für gemachte Vorschläge lohnt es sich, die Rolle und Bedeutung dieses politischen Chors der Konferenz in den Aeußerungen der einzelnen Führer etwas genauer zu studieren, obschon hier nicht in eine Charakterisierung der Vorschläge jeder einzelnen Delegation eingegangen werden kann.

Zunächst setzt sich die allgemeine Frontaufstellung, die sich in der Debatte der Großmächte abzeichnete, in der Stellungnahme der kleineren Staaten einfach fort. Man spürt deutlich bei den einen den Wunsch, die französische Sicherheitsthese zu stützen, sowie bei den andern die Neigung, durch Förderung der deutschen Vorschläge einen Gewinn für die eigene Position zu erlangen. Daran zeigt sich, daß das deutsch-französische Problem auch für die übrigen europäischen Staaten das Problem, die europäische Kernfrage in der heutigen Lage ist. Man kann sich leicht ausdenken, wie diese Gruppierung nach den beiden Gesichtspunkten sich vollziehen wird. Wie es in den Wald hineinrief, schallt es da wieder zurück.

Die geistige Freiheit prägt sich daher vor allem bei den eigentlichen Neutralen aus, obschon auch sie nicht von einer absoluten Unabhängigkeit reden dürfen. Die neutralen Staaten wollen mit allen ihren Nachbarn in Frieden leben. Sie sind nicht von der Furcht und Eifersucht gehetzt. Sie haben kein böses geschichtliches Erbe abzutragen. Sie sind weniger im Verdacht, einen internationalen Vorteil an Macht oder Gebiet erringen zu wollen. Die Sprache der Neutralen war im Kriege vielfach gedämpft aus Rücksicht und Lebensnotwendigkeit. An dieser Konferenz, die gleichsam mit einem Ideenwettbewerb begann, haben sie nach innen und außen die größte Freiheit, konstruktiv zu denken, anregend und vermittelnd zu handeln und wirkliche Brücken zu bauen. Aus den Aeußerungen der neutralen Vertreter scheint hervorzugehen, daß sie aus einer gemeinsamen Abmachung heraus reden, so daß dabei eine Art ideeller Standpunkt sichtbar wird, von dem aus nicht nur Forderung oder Klage erhoben, sondern das Recht, die internationale Verständigung und der Ausbau einer wirklichen Völkergemeinschaft gesucht wird.

Diese gemeinsame Linie zeigt sich in den Reden der Vertreter der skandinavischen Länder, der Schweiz, Hollands und Spaniens. Zu ihnen gesellen sich auch kleinere Staaten, die nicht in der Gefahrenzone der europäischen Konflikte liegen und daher mit der Idee der Abrüstung freier und konstruktiver verfahren können. So Kanada, Argentinien, Persien und Neuseeland.

Aus dieser Interessensphäre stammen eine ganze Reihe wertvoller Vorschläge, die bestimmt sind, vermittelnd zu wirken oder überhaupt die Konferenzarbeit ein gutes Stück weiterzuführen. Wir heben nur einzelne dieser Anregungen heraus aus der großen Fülle von Vorschlägen und Zustimmungen, die vielfach den früheren Rednern nachgesprochen werden.

So hat Bundesrat Motta, der Führer der schweizerischen Delegation, eine Anregung gegeben, die eine Bewegung der internationalen Rechtsbasis des Völkerbundes bedeuten wird. Indem er betonte, daß die Militärklauseln der Friedensverträge nicht ohne zeitliche Begrenzung aufrechtzuerhalten seien, hat er nachdrücklich die Forderung der Rechtsgleichheit der Glieder dieses Organismus unterstrichen. Der Völkerbund hat nicht nur die Aufgabe, Hüter einer einmal geschaffenen Rechtsordnung zu sein, sondern soll in neuer Lage neues Recht schaffen, um politische Explosionen zu vermeiden. Motta wies auch auf den Artikel 19 des Versailler Vertrages hin, der ausdrücklich die Revision und Weiterbildung der Verträge voraussetzt. Er griff damit mit hohem moralischem Mute in die Spannung zwischen dem deutschen und dem französischen Standpunkt hinein und erklärte die Herstellung eines guten Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich als Schlußstein des europäischen Friedens.

Motta gehörte, neben Lord Robert Cecil, dem deutschen Reichskanzler und dem tschechoslowakischen Vertreter Benesch, zu der kleinen Gruppe angesehener Redner, die sich nicht scheuten, ihre christliche Grundüberzeugung von der Notwendigkeit göttlicher Führung für die Arbeit der Konferenz deutlich auszusprechen. Ob Katholik oder Protestant, werden sie damit in der gesamten Christenheit ein dankbares Echo finden.

Auch von anderer Seite kamen, neben der Zustimmung und Kritik der bereits gemachten Vorschläge, wichtige eigene Beiträge zur Konferenzarbeit. So wurde von dem spanischen Vertreter Zulueta und von Minister Benesch, ebenso von dem Norweger Colban nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Abrüstung hingewiesen. Alle Staaten, die auf Ausfuhr angewiesen sind, leiden schwer unter der wirtschaftlichen Abschnürung. Sie kann so gefährlich werden, daß gerade hier neue Kriegsursachen entstehen können.

Der holländische Vertreter Beelaerts van Blokland befürwortete eine interessante Synthese der möglichen Abrüstungsmethoden. Also sowohl Herabsetzung der Rüstung wie Schaffung einer internationalen Armee, und verlangte eine weitgehende internationale Oeffentlichkeit der gegenseitigen Information. Einen starken Widerhall findet er in der ganzen Welt mit seiner Forderung eines besseren Schutzes der zivilen Bevölkerung vor den brutalen und sinnlosen Kriegswirkungen durch den chemischen und mit Bakterien geführten Krieg, sowie die wahllosen Bombardierungen feindlicher Landesteile. Ein ähnlicher Schutz des unveräußerlichen Menschenrechtes auf das Leben wurde verlangt von Argentinien, das sich gegen die Hungerblockade wandte.

Die meisten dieser kleineren Staaten, und namentlich der neutralen, halten, teilweise in der Gefolgschaft ähnlicher Vorschläge der Großmächte, die gemeinsame Position, die durch folgende Punkte gekennzeichnet ist: Verbot oder Abschaffung der fürchterlichen modernen Angriffswaffen. Etappenweise Abrüstung im Personalbestand, im Kriegsmaterial und Kriegsbudget. Förderung des Schiedsgerichtsverfahrens und der Rechtsgleichheit. Schutz der zivilen Bevölkerung, und, wie Benesch es ausdrückte, eine progressive, systematische und wissenschaftliche Organisierung des Friedens. Rüstungsverminderung durch wirtschaftliche und moralische Abrüstung.

Da diese Forderungen, wenigstens zum Teil, schon in den Vorschlägen einiger Großmächte enthalten sind, ist trotz dem anfänglichen Pessimismus heute anzunehmen, daß die Konferenz nicht ohne ein Resultat nach Hause gehen wird. Zu mehreren dieser ganz

wesentlichen Forderungen hat kein Staat ein grundsätzliches Nein ausgesprochen. Auch Staaten mit einem scharfbegrenzten Programm erklären sich bereit, andere Vorschläge willig zu prüfen, so daß so, wenigstens in der Generaldebatte, ein Kern allgemeinen guten Willens sichtbar geworden ist. Wie weit ein Wille zum Ernstmachen dahinter steht, werden nun die Kommissionssitzungen zeigen.

Auch die großen politischen Rätsel, die heute noch Rußland, China und die Türkei bedeuten, fügen sich verhältnismäßig merkwürdig leicht in den vorliegenden Gedankenkreis und in die beginnende Zusammenarbeit ein. Namentlich der Russe Litwinow, dessen Vorschläge in der früheren Abrüstungskommission meist als böswillige Störungen empfunden wurden, hat durch Kritik und Zustimmung wertvolle Beiträge in die Konferenz hineingeworfen. Eine internationale Ueberarmee hält er für unmöglich. Nur die allgemeine und totale Abrüstung schafft Vertrauen, das gegenüber und auch von Rußland aus bisher gefehlt hat. Bemerkenswert war sein Versprechen, sich nicht in die inneren Verhältnisse anderer Länder einzumischen; dabei besteht aber das Ziel, den russischen Sozialismus zu verbreiten. Merkwürdig war, wie gewissen russischen Forderungen die Türkei beitrat.

Man konnte nur mit tiefer Beschämung den Vertreter Chinas anhören, der die Konferenz daran erinnerte, daß Ostasien heute dieselbe Erfahrung mache wie Europa im Jahre 1914, und daß die Welt wieder noch nicht gerüstet scheint, um den Frieden zu sichern.

Stand der Beginn der Konferenz unter dem Banne der dämonischen Mächte der Furcht, der nationalistischen Eifersucht, des listigen oder brutalen Machtwillens, so haben doch nun seither die aufbauenden Kräfte eingesetzt: der Wille zur Verständigung, der Kampf gegen die äußerste Brutalität des Krieges, die Ehrfurcht vor dem Leben, der Wille zur Zusammenarbeit. Auch das gerade heute so unendlich herzandringende Wort: „Selig sind die Friedfertigen" ist von Bundesrat Motta in der Konferenz selbst ausgesprochen worden.

Genf Adolf Keller

Vom Tage

Deutschland und Frankreich

1

Im Januarheft der Deutsch-Französischen Rundschau (herausgegeben von Otto Grautoff, Henri Lichtenberger und anderen) findet sich neben anderen Mahnungen zur Verständigung der folgende Appell Rades an die Christen beider Länder:

Bewährt Euer Christentum!

Der deutsche Protestant hat es schwerer als der deutsche Katholik, die Seele Frankreichs zu finden. Denn die Franzosen sind trotz der Laizisierung ihres Staates ein katholisches Volk.

Zwar ist die protestantische Minderheit da. Und wie protestantisch! Strenge Lutheraner, mit unserem Luther unlösbar verbunden — und Nachkommen der Hugenotten, mit uns blutsverwandt durch die Enkel derer, die einst bei uns eine Zuflucht gefunden haben.

Und das wäre kein Bindeglied zwischen Franzosen und Deutschen? Nicht eigentlich. Vielmehr die Protestanten drüben wachen eifersüchtig über ihrem Franzosentum, und unsere Hugenottenenkel ebenso eifersüchtig über ihrem Deutschtum.

So kann man den Protestantismus nicht als eine politische Brücke zwischen hüben und drüben in Anspruch nehmen. Aber eine Brücke ist er doch. Die Fühlung ist da und das Gespräch im Gange. Es liegt an uns, daß es lebhafter und ertragreicher werde. Die Stunde scheint günstig.

Zwei schwere Hindernisse liegen zwischen den Franzosen und uns. Artikel 231 und das Verlangen nach „sécurité". Sie sind im Schwinden.

Artikel 231 des Versailler Vertrags. Man lese den „Temps" vom 15. November. Camille Bloch und Pierre Renouvin, Männer von Ansehn in ihrem Lande — jener Direktor der Bibliothek und des Museums des großen Krieges, dieser Konservator im selben Institut — haben in der Regierungskreisen nicht fernstehenden Zeitung den Nachweis geführt, daß jener § 231 nicht so ehrenrührig für uns Deutsche verstanden werden dürfe, wie er auf unseren deutschen Text hin gemeinhin verstanden werde. „Pour les avoir causés" (les dommages et pertes) ist nicht das gleiche wie: „der Urheber". So haben wir auch sonst schon deuten hören, aber hier wird der aktenmäßige Nachweis aus den Verhandlungen geführt. — Damit ist „die Schuld" am Kriege in den Augen der Franzosen nicht von unseren Schultern genommen. Aber für uns besteht die Möglichkeit, jenen Artikel ruhiger zu tragen, und für die Franzosen in noch höherem Maße die Möglichkeit, dem Wahn zu entsagen, als hätten wir Deutschen damit „unsere Schuld" am Kriege anerkannt. Schweres genug bleibt, zu Beseitigendes, aber der Ehrenpunkt wird für beide Teile ausgeschaltet. Ein solcher Nachweis von französischer Seite ist praktisch wichtiger, als die Untersuchungen der Historiker in aller Welt über die Verantwortung am Kriege.

Und die Sicherheit? Nirgends ist vielleicht härter und zarter zugleich um dieses Problem gerungen worden als im „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen" zwischen den französischen und deutschen Protestanten. Man schlage das Oktober-Novemberheft des „Christanisme Social" auf und lese dort die Worte Élie Gounelles, und man wird finden, daß wir uns im Weltbund noch niemals näher gekommen sind. — Zu welch lebendiger beneidenswerter Gemeinschaft haben es aber die Deutschen und Franzosen um Rambaud und die um Etienne Bach gebracht!

Die kirchlichen Kreise diesseits und jenseits der deutsch-französischen Grenze tragen im gegenwärtigen Moment eine große Verantwortung. Jedermann weiß, daß die Befriedung der Welt davon abhängt, daß Deutschland und Frankreich sich verständigen. Dann müssen sich aber die beiden Völker erst verstehen. Und dann sind die bewußt christlichen Kreise die nächstverpflichteten, ein solches Verständnis herbeizuführen.

Noch fehlt es hier am entscheidenden, hinreißenden Willen. Soll die Not, die Verzweiflung in aller Welt noch höher steigen, bis man den springenden Punkt begreift?

Deutsche Protestanten, fromme, gläubige Männer und Frauen! Hier bewährt euer Christentum. Wartet nicht auf die Anderen. Kommt zuvor. Das Gespräch, die Fühlung, die Versöhnung mit den Glaubensgenossen drüben muß heiligste, eiligste Losung der Stunde werden. Katholiken mit Katholiken, Protestanten mit Protestanten einander die Allernächsten, die Konfessionen wetteifernd.

Wer etwa Sieburgs Buch las, ist dem nicht eine Ahnung aufgegangen von der Seele Frankreichs? Gibt es nicht noch mehr zu holen? Aber holen müssen wir es. Also hinein in dies Studium! Und hinaus zur freien frommen Tat!

Chronik

Zwischen dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin und dem preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist ein Konflikt ausgebrochen. Ueber die Form der Einsicht der Kirche in den Religionsunterricht der staatlichen Schule wurde seit längerer Zeit verhandelt; die Kirchenbehörde schlug vor, daß solche Einsicht durch staatliche Schulräte erfolge; einige weitere Fragen wie die Auswahl dieser Beamten sollen noch Gegenstand der Besprechung sein. Eine auf den 25. Februar verabredete Besprechung ist vom Minister abgesagt worden; die Kirchenbehörde erklärt, daß sie die Art, wie der Staat die Erledigung der Sache verzögere, als Brüskierung empfinde. Der Minister bestreitet, solche beabsichtigt zu haben, vertritt aber den Standpunkt, „daß ein Rechtsanspruch der Kirche auf Einsichtnahme in den evangelischen Religionsunterricht nicht besteht". Der Oberkirchenrat hat seine an diesem Punkte abweichende Rechtsauffassung inzwischen dem Minister gegenüber ausgesprochen.

Die Gesamtzahl der Studenten der evangelischen Theologie an den reichsdeutschen Universitäten, denen der deutschen Schweiz, der Wiener, dem Theologischen Seminar zu Herrnhut und den Theologischen Schulen zu Bethel und Elberfeld, die im Sommer 1931 rund 7500 betrug (die endgültigen amtlichen Zahlen sind zum Teil erheblich höher als die zunächst gemeldeten vorläufigen), hat sich im Wintersemester 1931/32 ungefähr auf gleicher Höhe gehalten, wird wahrscheinlich aber, sobald die endgültigen Zahlen vorliegen, noch höher sein. Diese Zahl geht weit über jede frühere und weit über den Bedarf hinaus. In Berlin erreicht sie fast 1000, dann folgen in diesem Wintersemester Tübingen, Erlangen, Halle, Leipzig, Marburg, Bonn.

Gemäß neuerem Beschluß des preußischen Staatsministeriums bleibt von denjenigen evangelischen Pädagogischen Akademien, die geschlossen werden sollten, eine erhalten, die in Kiel.

Der Anhaltische Landeskirchentag lehnte einen Antrag der Freunde Evangelischer Freiheit, wegen Anschluß an die Kirche der altpreußischen Union informatorische Verhandlungen anzubahnen, mit den Stimmen der Rechten ab. Er beschloß ferner zur Vermeidung von Wahlen in diesem politisch bewegten Jahre seine Geltungsdauer um ein Jahr zu verlängern.

Die Lippische Landessynode hat eine dreigliedrige Kommission ernannt, um in Berlin Verhandlungen über den Anschluß der Lippischen Landeskirche an die Kirche der altpreußischen Union weiterzuführen. Die Kirchenvorstände der lutherischen Gemeinden haben gegen den Beschluß der Landessynode (in der die Lutheraner nicht mehr vertreten sind) protestiert und wie früher Anschluß an die lutherische Landeskirche in Hannover gefordert.

In Hessen ist der Kirchenbesuch 1930 von 15,96 auf 16,38%, ebenso die Gaben für kirchliche Zwecke gestiegen auf den hohen Betrag von 1 625 000 M.

Der Vorstand des Gnadauer Verbandes für Gemeinschaftspflege veröffentlicht eine Kundgebung gegen die Loslösung von der Landeskirche.

Die neue theologische Prüfungsordnung für die theologischen Prüfungen in Hannover verzichtet auf mündliche Prüfung in der praktischen Theologie im ersten und in der Kirchengeschichte im zweiten Examen.

Der sozialistische Pfarrer Kappes in Karlsruhe ist von der Badischen Kirchenbehörde verwarnt worden, weil er sich scharf dagegen gewandt hat, daß zum Nachfolger Eckerts ein positiver Geistlicher ernannt worden ist und nun die zahlreichen religiösen Sozialisten in Mannheim keinen Pfarrer ihrer Richtung mehr haben.

Der Landesverband Thüringen im Bund religiöser Sozialisten veröffentlicht eine Erklärung zur Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses zur Kriegsschuldfrage vom 23. Oktober, in der dieser vorgeworfen wird, die Gewissensfrage zu unterschlagen und die Situation zu vernebeln, statt sie zu klären.

Der Tannenbergbund, Ortsgruppe Frankfurt a. M., hat gegen den Pfarrer Veit beim Polizeipräsidium eine Beschwerde eingereicht: weil „der Kirchenbeamte W. Veit" durch seine Weihnachtspredigt (Babylon oder Bethlehem) den Weihnachtsfrieden gestört und sich damit gegen die Notverordnung vom 18. Dezember vergangen habe. Protbl 7

Im Gustav-Adolf-Jahr 1932 werden sämtliche Postsendungen, die Lützen verlassen, mit einem Stempel versehen, der das Lützener Gustav-Adolf-Denkmal zeigt.

Die Direktoren der zusammengebrochenen „Evangelischen Zentralbank" in Berlin, Friedrich Paul Runck und Adolf Runck, sind zu Gefängnisstrafen verurteilt worden.

Ein Erlaß im Amtsblatt der Erzdiözese München bezeichnet die korporative Teilnahme katholischer Vereine an einer Leichenverbrennung als Mitwirkung an einer kirchenfeindlichen Kundgebung.

Bei dem anglikanischen Gottesdienst in der Peterskathedrale in Genf anläßlich der Weltabrüstungskonferenz versah der Präsident dieser Konferenz, der sozialistische britische Minister Arthur Henderson, das Amt des Lektors des alttestamentlichen Abschnittes. Schw Kz 3

Der frühere Pfarrer Liz. Dr. Hans Hartmann, der in der Schweiz, Frankreich und Belgien Vorträge über europäische Jugend und Abrüstung gehalten hat, ist in Lüttich, als er in einer von den Kreuzrittern einberufenen Versammlung in der Methodistenkirche sprach, von Angehörigen der légion nationale tätlich angegriffen, in Lebensgefahr gebracht und gemißhandelt worden.

Außer in Holland haben sich die spanischen Jesuiten (350) auch in Belgien niedergelassen, wo das Schloß Marneffe bei Huy ihnen für drei Jahre verpachtet ist.

Der Dominikanerorden hat ein Haus neben der Universität in Edinburgh erworben, um hier systematisch durch Vorlesungen das Leben der Universität zu beeinflussen; seit der Reformation die erste Ordensniederlassung in Schottland. Ref Kz 8

Mussolini hat am 3. Jahrestag der Unterzeichnung der Lateranverträge dem Papst einen feierlichen Besuch abgestattet, der in einem Teil der katholischen Presse als Schlußstein der Lateranverträge bezeichnet wird.

In der in Nr. 4 mitgeteilten, aus der Ungarischen Pressekorrespondenz entnommenen Statistik der Konfessionen in der Tschechoslowakei war die evangelische Kirche der Böhmischen Brüder, die 239 000 Seelen zählt, ausgelassen. Unter Hinzurechnung dieser Kirche zählen die Protestanten 1 132 000 = 7,77% der Bevölkerung; sie haben seit 1921 um rund 740 000, das ist um 14,9%, zugenommen.

Die evangelische Gemeinde in Bielitz (Bielsko) in dem an Polen gefallenen Teil von Oesterreichisch-Schlesien feiert ihren 150jährigen Bestand. Eine Festschrift ist (für 4 Mark bei Subskription bis Ende März) von Pfarrer Dr. Wagner daselbst zu beziehen.

Der Bischof der evangelischen augsburgischen Kirche in Polen, Dr. Bursche, hat anläßlich der Abrüstungskonferenz einen Hirtenbrief verfaßt, der von allen Kanzeln verlesen wurde.

In Warschau hat der erste Kongreß der katholischen Schriftsteller Polens stattgefunden, auf dem eine Vereinigung der polnisch-katholischen Schriftsteller begründet wurde. EwPol 1

Die wolgadeutsche Regierung hat angeordnet, daß vom 1. Januar ab überall statt der bisher gotischen Schrift die Lateinschrift einzuführen ist; ein Schlag gegen die Kirche, da Bibel, Katechismus und Gesangbuch in gotischer Schrift gedruckt sind.

In Kaisarieh erhielt ein dort noch lebender armenischer Priester endlich von der türkischen Regierung die Erlaubnis, die in der Umgebung noch übriggebliebenen zerstreuten Armenier zu besuchen; er taufte auf einer Rundreise durch Kleinasien 534 Kinder jedes Alters. Orient 1

Der japanische Missionsbund erklärte auf seiner letzten Jahresversammlung: 1. Die Führung der christlichen Bewegung in Japan ist unvermeidlich von der Mission auf die selbständigen Kirchen übergegangen und die Hauptverwaltung der Evangelisation des Landes liegt bei den Kirchen. 2. Die bleibende Hauptaufgabe für die Mission liegt auf folgenden Gebieten: Pionierdienst in bisher unbesetzten Gebieten und bei bisher nicht erreichten Klassen der Bevölkerung, sodann Erziehungsarbeit in Schulen, Colleges und theologischen Seminaren, auch in Kindergärten, endlich in der Literatur und Pressearbeit, besonders Studentenarbeit. ZMR 3

Von Personen. Gewählt: Der Senior von Niskiolc, Stefan Farkas, zum Bischof des reformierten Kirchendistrikts diesseits der Theiß; der Erzbischof von Aegypten, Turkom, zum armenischen Patriarchen in Jerusalem. Berufen: D. th. Werner Kümmel in Marburg als a. o. Professor für Neues Testament nach Zürich, zum Nachfolger Arnold Meyers. ESt

Verschiedenes

Der **Evangelisch-soziale Kongreß tagt in Karlsruhe** vom 17. bis 19. Mai. Ueber die Aufgaben der evangelischen Kirche im politischen und wirtschaftlichen Leben der Gegenwart sprechen Sozialpfarrer Dr. Cordes (Hannover) und Oberschulrat Schlemmer (Berlin), über Wirtschaftsnot und Sozialpolitik Prof. H. v. Beckerath (Bonn) und Ministerialrat Dr. Gertr. Bäumer, M. d. R. Die Predigt im Eröffnungsgottesdienst hält Pfarrer Hesselbacher (Karlsruhe).

Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Auf der am 6. und 7. April in Merseburg stattfindenden Arbeitstagung der Landesgruppe Provinz Sachsen-Anhalt werden sprechen: Prof. D. Dr. Alfred Dedo Müller, Leipzig, über „Kirche und Weltnot"; Generalsuperintendent D. Eger, Magdeburg, über „Glaube und Volkstum". Anmeldungen an Superintendent Kramm, Merseburg; Auskünfte durch Pfarrer Weinhold, Zschornewitz.

Salzburger (katholische) **Hochschulkurse** finden vom 9. bis 27. August 1932 statt. Bekanntlich ist in bestimmten katholischen Kreisen beharrlich der Plan verfolgt worden, auch auf deutschem Boden eine freie, d. h. vom Staat freie, aber kirchlich gebundene katholische Universität zu errichten, eben in Salzburg. Von Idee und Geschichte solcher katholischen Hochschulen wird auch bei den diesjährigen Salzburger Kursen die Rede sein, daneben aber von vielen anderen Themen, und teils diese, teils einige Referenten werden Interesse, kritisches und positives, auch bei manchen Nichtkatholiken finden: Ehrhard, Beyerle, Schreiber (Münster) (1stündig über Kirche und Volkstum), Seipel (über Wandlungen des Staatsbegriffs der Gegenwart) — aber er ist ja inzwischen wieder Minister geworden! —; auch der zum Katholizismus übergetretene Erik Peterson wirkt mit. Prospekt von der Kanzlei der Salzburger Hochschulwochen, Salzburg, Franziskanergasse 2.

Im **Sprachenkonvikt** der Theologischen Fakultät Marburg sind noch einige Plätze zu vergeben. Studenten der Theologie, die noch Nachprüfungen in den alten Sprachen zu absolvieren haben, können Aufnahmegesuche unter Beifügung eines Lebenslaufes, des Reifezeugnisses und der Zeugnisse über etwa bereits schon abgelegte Sprachprüfungen an den Ephorus des Konviktes, Prof. D. E. Balla (Marburg, Bahnhofstr. 28), richten. In Frage kommen in erster Linie Studenten der Theologie mit guten Reifezeugnissen.

Die gewiß von manchen Lesern in den letzten Nummern vermißten **Berichte über den Katholizismus der Gegenwart** erscheinen demnächst wieder in fortlaufender Folge.

In Nr. 5 Sp. 214 Z. 8 l. hineingekeilt, Z. 16 l. Schmieder.

Versammlungskalender

24. April bis 5. Mai Laienschulungslehrgang Apol. Zentrale Spandau
16.—20. Mai Bodenreformertag Danzig
17.—19. Mai Evang. soz. Kongreß Karlsruhe
12.—18. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen
31. August bis 2. Sept. Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Wiesbaden
18. September Gustav-Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Schönwald, Bad. Schwarzwald 1000 m ü. d. M.
Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)
Das ideale Heim f. Wintersport u. Winterkuren. Gute Unterkunft bei bester Verpflegung. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Behagl. Räume. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension von M 4.50 an bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung. Verlangen Sie Prospekte.

EISU-Stahl- u. Holz-**Betten** Schlafzimmer Stahlmatratzen
Kinderbett., Polster, Chaiselong. an jeden Teils.
Katal. 29 frei. Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. April

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über die Monatsschrift „Die Literatur", Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, bei. Um frdl. Beachtung wird gebeten

Vor kurzem erschien das
erste (Doppel-)Heft vom 20. Jahrgang der

EICHE

Vierteljahrsschrift für soziale und internationale Arbeitsgemeinschaft

Herausgegeben von

F. Siegmund-Schultze

Nachdem die Vierteljahrsschrift „Stockholm" ihr Erscheinen als Zeitschrift eingestellt hat, gewinnt die „Eiche" noch größere Bedeutung als Organ für die Ökumene. Mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffs, die sich vor den internationalen Kongressen zusammengedrängt hat, erscheinen die ersten zwei Hefte vom neuen Jahrgang als Doppelheft.

Aus dem Inhalt:

F. Siegmund-Schultze: Abrüstung
Sven-Hedin: Söderblom-Gedächtnis-Ansprache
Walter Simons: Die Aufgabe der kleinen Völker in der internationalen Friedensarbeit
G. J. Heering: Christentum und Krieg

Bezugspreis gesenkt von M 12.— auf zehn Mark
Einzelheft statt M 3.50 jetzt drei Mark

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Ein neues Werk über Goethe!

PHILIPP WITKOP

Goethe

Leben und Werk

Mit 8 Bildern. Leinenband Rm. 9.50
Halblederband Rm. 14.50

... Das Buch verbindet höchste Qualität der geistigen Leistung mit Einfachheit der Darstellung...
Deutsche Allgem. Zeitung, Berlin

J.G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER, STUTTGART/BERLIN

EUGEN SALZER VERLAG, HEILBRONN

Zwei Osterbücher

Joseph Wittig / Getröst, getröst, wir sind erlöst

Ein Buch von den Osterzeiten des Lebens.... Leinen Rm. 2.80

Deutlich hören wir aus dieser Osterbotschaft ein von barmherziger Liebe erfülltes Herz schlagen, erfüllt von tiefer Menschlichkeit. Daß das Evangelium wirkliche Frohbotschaft werde für alles Volk, darum geht es Wittig in seinem Osterbuch.

Hans Christoph Kaergel / Stille Stunde

Ein Buch aus den Wandertagen meines Lebens. Leinen Rm. 2.20

Zu stillen Stunden mit tiefem Atem führt uns Kaergel auf mancherlei Wegen, nicht um den Nöten der Zeit zu entgehen, sondern um in der Stunde des Rastens den Sinn der Wanderung zu erfühlen.

In besonders schön und gesund gelegenes, kleines

Schülerheim am Starnberger See

nimmt erfahrener Pädagoge 3—4 Zöglinge aus Sexta bis Prima auf zur Erholung oder schneller Förderung, zum Nachholen oder Umschulen und dergleichen. Die kleine Zahl, wirksamster Unterricht, persönliche Familienerziehung, durchdachte Kost und Körperpflege verbürgen den Erfolg, den vorzügliche Empfehlungen bestätigen.

Dir. E. Endemann
Schloß Allmannshausen, Post Leoni,
„Jägerhaus"

Akad. gebildete Frau

(Frau eines Regierungsrates), selber Dr. phil., nimmt zu 3 eigenen Kindern im Alter von 4—10 Jahren ein Kind gleichen Alters in volle Pension, nach Wunsch Beaufsichtigung der Schulaufgaben. Liebevolle Aufnahme, gute Pflege gesichert. Anfragen unt. **R. D. 5** an den Verlag der Christl. Welt erb.

In schöner Lage im Harz finden

Erholungsuchende

freundliche Aufnahme. Näheres bei
J. Meißner, Wernigerode/Harz
Hornstraße 29

Werbt für die
Christliche Welt
Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegebene Adressen

---

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda in Thüringen

Fernsprecher 270 — Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Garten, Liegewiese. Behaglich eingerichtete Zimmer. Bad. Gute Verpflegung. Auch sorgfältig vegetarische und diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde u. Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Leiterin Frau Blume

PALÄSTINA UND SEINE KULTUR

in fünf Jahrtausenden

Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt.

Von Prof. Dr. **Peter Thomsen**, Dresden.

3., völlig neubearbeitete Auflage. 120 Seiten mit 8 Abbildungen im Text und 34 auf 16 Tafeln. 8°. 1931.

Der Alte Orient. Band 30.

Die neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina-Syrien haben eine derartige Fülle überraschender Funde erbracht, daß sich das Dunkel über Jahrtausenden ältester Geschichte zu lichten beginnt. Auch das, was das Alte Testament von der Vergangenheit zu erzählen weiß, gewinnt jetzt Klarheit und Bestimmtheit. Die wichtigsten Ergebnisse dieser neueren Forschung schildert der Verfasser allgemeinverständlich, aber auf wissenschaftlich sorgsam geprüfter Grundlage. Für den Leser, der Einzelheiten genau verfolgen will, ist die nötige Literatur angegeben. Nachdem die Arbeit bereits in 2 Auflagen (1.—9. Tausend, Verlag B. G. Teubner, Leipzig) Verbreitung gefunden hat, wird sie sich ebenso in der neuen Auflage, die auch die neuesten Funde berücksichtigt, als zuverlässiges Hilfsmittel erweisen, um die älteste Geschichte des heiligen Landes, seiner Bewohner und ihrer Religion kennenzulernen.

Preis kart. RM 3.60; geb. RM 5.50

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

ALBERT SCHWEITZER

soeben aus Afrika zurück

hält am 22. III. den Goethe-Vortrag in Frankfurt

Sein letztes Buch

AUS MEINEM LEBEN UND DENKEN

erschien

nach 3 Monaten im 17. bis 25. Tausend!

Mit 8 Bildern. 5.—, Ganzleinen 6.50

»Das Geheimnis dieses Lebens ist *ein ungeheurer Faktor in der inneren Geschichte des europäischen Menschen.* Daß es, nachgelebt von vielen, auch die äußere Geschichte verwandeln möge, hoffen wohl alle beim Lesen dieser schlichten Zeilen, vor denen dem Nachdenkenden immer wieder das Gefühl kommen wird, er habe selbst noch kein gültiges Menschsein erlangt und bewege sich nur mit den mangelhaften Gebärden des Wissens in den Vorhöfen des wirklichen Menschseins.«

Martin Raschke in der »Literarischen Welt«

»Lesen wir das Buch mit heißem Herzen und mit Dankbarkeit dafür, daß dieses Leben, das wie *eine christliche Legende* anmutet, wirklich Wahrheit ist.« Dr. Harald Braun (Herausgeber des »Eckart«) im »Tag«

»*Ein Heldenleben! Eine moderne Nachfolge Jesu!* — so möchte man diese wundervoll schlichte und echte Selbstbiographie überschreiben.«

Prof. D. Dr. Hessen in der »Kölnischen Volkszeitung«

»Den rationalistischen Denkzergliederungen tritt hier elementare, *naturhafte Unmittelbarkeit des Lebens* geradezu apostolisch entgegen.«

Karl Rauch im »Vorstoß«

LAMBARENE

Erlebnisse einer Bernerin im afrikanischen Urwald von ELSA LAUTERBURG-BONJOUR

116 S. mit 50 Tiefdruckbildern. Geh. 4.–, Ganzleinen 5.–

»Ich muß gestehen, daß mir *die ganze Welt und Umwelt von Lambarene erst aus diesem feinen Buche der jungen Berner Arztfrau so richtig lebendig* geworden ist.« Fritz Pfäfflin in der »Volkskirche«

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

Wie sah Goethe aus?

Von Fritz Stahl. Mit 27 Tafeln. Kl.-Oktav.
Soeben erschien das 5. – 6. Tausend.
Ladenpreis gebunden zur Zeit RM 3.15

Das Goethejahr erschien ein würdiger Anlaß, dieses seit Jahren vergriffene Goethe-Büchlein in einer neuen Auflage herauszubringen. Wie bei seinem ersten und zweiten Erscheinen wird es auch heute seine Aufgabe erfüllen: das Verständnis der Goetheschen Persönlichkeit in weiten Kreisen zu vertiefen. An Bildtafeln, die Goethe als Knaben, Jüngling, Mann und Greis zeigen, in Reproduktionen von Gemälden und Plastiken, deutet der Herausgeber Temperament und Phantasie des Dichters und ihre Wandlungen von früher Jugend bis ins hohe Alter.

Leben und Werk Goethes

11 Karten aus dem Deutschen Kulturatlas. 333 Goethe: Äußeres Leben bis Ende 1775 / 333 a Entstehung der Goetheschen Werke I / 333 b Entstehung der Goetheschen Werke II / 333 c Entstehung der Goetheschen Werke III / 333 d Goethes lyrisches Schaffen / 333 e Goethes Reisen in der Schweiz / 333 f Goethes Reisen in Italien / 333 g Goethes Reisen in Mitteldeutschland / 333 h Goethes schlesische Reise (1790) / 333 i Die literarische Überlieferung der Faustsage bis zu den Anfängen von Goethes Faust (um 1771 bis 1773) / 333 k Goethe: Äußeres Leben seit 1776

In Mappe RM 2.75

8 Karten (ohne die Reisekarten Nr. 333 e, g, h) in Mappe RM 2.–

Die Karten bilden eine Sondergruppe des Deutschen Kulturatlasses. Ein Sonderprospekt steht kostenlos zur Verfügung

Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10
Genthiner Straße 38